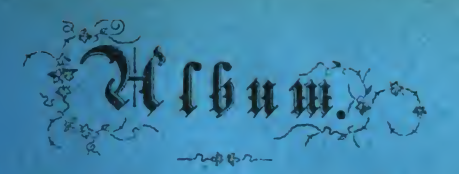




Album.

Bibliothek deutscher Original=Romane.



Mit Beiträgen

von

Armand, Graf Adalbert von Baudissin, A. Becker, Ernst Freiherr von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Heribert Rau, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, Herman Schmid, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Alfred Steffens, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1869. – Vierundzwanzigster Jahrgang. – 1869.

Zweiundzwanzigster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Graf Adalbert von Baudissin, Freiherrn Ernst von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, G. Höcker, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Heribert Rau, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, Hermann Schmid, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Alfred Steffens, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. v. Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1869. — Vierundzwanzigster Jahrgang. — 1869.

Zweiundzwanzigster Band.

Wunderliche Leute.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1869.

Wunderliche Leute.

Roman

von

Hermann Oelschläger.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1869.

Zweiter Band.

Frater Heinrich.

Erstes Kapitel.

Es ist, erzählte Frater Heinrich, nun etwas weniger als anderthalb Jahre — es mag im Februar des verflossenen Jahres gewesen sein — daß ich in dem am Ende der Hauptstadt gelegenen zweiten Theater ein fast täglicher Gast war. Es ist um den Theaterbesuch bekanntlich ein eigenthümliches Ding. Hat man sich einmal daran gewöhnt, die Abende in den gashellen frauengeschmückten Räumen vor der Bühne zuzubringen, so wird es zur scheinbaren Unmöglichkeit, seinen Schritt zur gegebenen Zeit wo andershin zu lenken, als an die Kasse des Theaters, oder gar zu Hause zu bleiben. Man zieht es vor, ein schon neunundneunzigmal gesehenes Stück zum hundertsten Male zu sehen, bevor man sich entschließen kann, ganz wegzubleiben

und der lieben Gewohnheit zu entsagen, während der Andere, dessen Theaterbesuch etwas Seltenes, etwas Festtägliches ist, den scheinbaren Genuß nicht entbehrt, nicht vermißt und gar nicht daran denkt, eine Uebung oder Gewohnheit daraus zu machen. Man wird deshalb auch finden, daß das Publikum des Theaters nur aus Leuten besteht, die es täglich, und aus solchen, die es alljährlich nur ein paar Mal besuchen. Gäste, welche die Mitte halten, die also weder häufig noch selten kommen, gibt es kaum.

Ich, wie gesagt, gehörte vor anderthalb Jahren zu den fleißigsten Besuchern, welche das Theater jemals gehabt hat, und war im Begriff, mich zu einem jener Individuen umzugestalten, die man mit dem Namen Theaterhabitués zu bezeichnen pflegt. Ich hatte das Theater früher nie besucht, und so ist es zu entschuldigen, wenn mich jene Bühne so unwiderstehlich anzog. Daneben war es aber auch noch eine andere Ursache, welche ihre mächtigen Hebel ansetzen mußte, um mich aus der lobenswerthen Bahn meiner wissenschaftlichen Arbeiten zu schleudern, und diese Ursache hatte sich zu ihrer Verkörperung die lieblichste aller Erscheinungen ausgewählt — es war eine der Schauspielerinnen, die ich bei ihrem Vornamen, Marion, nennen will.

Ich war ein Neuling, ich war, wie gesagt, früher

selten, ja nie in ein Theater gekommen, ich war ziemlich unfähig, die Wahrheit vom Schein, die echte Empfindung von der gemachten zu unterscheiden, ich begeisterte mich an Allem und glaubte an Alles. Der zitternde Klang der Stimme, die eben noch in Freude und Glück hell gejubelt hatte und nun in Schmerz und Thränen ersticken zu wollen schien, rührte mich, und geblendet von all der Pracht, von all der Herrlichkeit, von all den Mitteln der Täuschung, denen sich entzückt mein Auge hingab, dachte ich nicht im entferntesten daran, zu prüfen und zu kritteln, ich gab mich völlig meinen Träumen hin und war glücklich. Ich hing mit meinen Blicken in andächtigem Ernst an den Lippen und Mienen der Spielenden und fühlte den Zorn heiß in mir aufsteigen, wenn durch die Unbehülflichkeit eines Arbeiters oder durch die Leichtfertigkeit eines Schauspielers etwas geschah, was mich aus meinen Träumen riß und die Zuschauer neben mir lachen machte. Sie spotten vielleicht und nennen mein Benehmen albern, aber ich glaube, daß dieser Zustand jedem jungen Menschen, der zum ersten Male das Theater besucht und von Haus aus poetisch und empfindsam angelegt ist, eigenthümlich ist, und darum habe ich auch nicht vor, mich desselben zu schämen. Uebrigens dauerte es damit nicht allzu lange.

Wie andere junge Leute des geschilderten Schlages war auch ich alsbald bemüht, alle jene Begeisterung und Schwärmerei, welche damals mein Herz durchflu- teten, auf einen einzigen ihrer würdigen Gegenstand zu concentriren, und diesen hatte ich bald genug eben in Marion gefunden. Ich hatte insofern eine nicht eben tadelnswerthe Wahl getroffen, als Marion jedenfalls die hübscheste, die talentvollste und sicher die fleißigste unter ihren Genossinnen war. Namentlich das Letztere zu bemerken hatte ich später häufig genug noch Gelegenheit. Sie war vollkommen in ihrer Art; sie war jung, lebhaft, witzig, sie verstand auch zu rühren und weich zu stimmen und besaß so alle Eigenschaften, die sie als muntere Liebhaberin nöthig hatte.

Marion war mittelgroß, schlank gewachsen, mit voller Büste, und besaß neben einem reich niederfließenden blonden Lockenhaar zwei große, kluge blaue Augen. Wenn sie ihren kleinen Mund schalkhaft zusammenzog und ihr Lockenköpfchen auf die Seite legte und mit ihren Augen so neckisch dreinsah, das war ganz aller- liebst und immer wieder entzückend schön. Sie wäre eine Schönheit gewesen, wenn ihre Wangen nicht zu voll gewesen wären. Sie wußte das und verstand ihr reiches Haar immer so zu ordnen und namentlich den Kopfputz dahin auszuwählen, daß die Fülle ihres Ge-

sichts nicht störend wirkte. Das Beste an ihr waren die Augen, die sie so vollkommen zu beherrschen verstand, daß in ihnen Demuth und Trauer in der gleichen Weise wie Uebermuth und Tollheit ihren Ausdruck fanden.

Ich fehlte natürlich an keinem Abende, an welchem sie spielte. Ich stand regelmäßig auf dem nämlichen Platze, rechts vorn, unmittelbar an der Brüstung hinter dem Orchester, in jener Ecke, welche man im Theaterjargon nebst der mit ihr correspondirenden linken die Insel zu nennen pflegt. Ich war auf diese Weise der Bühne so nahe wie möglich.

Es ist ein eigenes Ding, in eine Schauspielerin verliebt zu sein. Ich spreche nicht von intimern Beziehungen; welche Bewandtniß es damit habe, werden Sie später hören. Ich meine hier das Lieben und Schwärmen auf Distance. Man ist dabei einer Menge von Aufregungen unterworfen, die ganz unnöthig und einfältig sind. Man pflegt nämlich alle Erfolge und Mißerfolge der Angebeteten zu den seinigen zu machen. Man freut sich über einen Applaus, der ihr wird, zittert mit ihr bei einer schweren Rolle, die sie hat, und betrübt sich über einen Versuch, wenn er schlecht ausgefallen ist.

Noch mehr. Da einem das Spiel der Angebeteten

natürlich immer so vortrefflich als nur denkbar erscheint, so geräth man in eine schiefe Stellung zum Publikum, dessen Beifall man ungenügend und bestochen und dessen Urtheilslosigkeit man über alle Begriffe groß findet. Man wird eifersüchtig auf den Applaus, welcher die übrigen Mitspielenden auszeichnet, und wittert eine Intrigue, irgend eine Bosheit dahinter, welche eine solche Ungerechtigkeit möglich gemacht hat. Dazu kommt noch eine Art von Schamgefühl, die den unglücklichen Verliebten hindert, sich selbst an jenen Beifallsbezeigungen zu betheiligen, die er doch so lebhaft herbeiwünscht. Er glaubt sich von aller Welt beobachtet und fürchtet der eigene Verräther seiner zarten Empfindung zu sein. In seiner übertriebenen Aengstlichkeit versagt er sich selbst die Freude, jenen Grad von Theilnahme durch Klatschen oder Bravorufen zu zeigen, welchen jeder Theaterbesucher für sein Eintrittsgeld in der unbefangensten Weise zu zeigen berechtigt ist, und gewinnt durch seinen Theaterbesuch im glücklichsten Falle nichts als die Gelegenheit, die ganze Leiter von allen möglichen Foltern, Qualen und peinlichen Situationen zu durchlaufen.

Diesem Stadium nun war ich Marion gegenüber ziemlich nahe. Ich war nicht verliebt, wenn man mit dem Begriff der Liebe die Sehnsucht und den Wunsch

des Besitzens verbindet. Dazu däuchte mir, dem einfachen Studenten, die von Cavalieren und Offizieren umflatterte und umworbene Schauspielerin zu hoch zu stehen. Aber ihre Persönlichkeit übte einen unwiderstehlichen Zauber auf mich aus, ihre Erscheinung hielt mich fest, und ich dachte nicht im entferntesten daran, jener unschuldigen Neigung zu widerstreben, die mich in ihre Nähe zog und die mir die uneigennützigste, wunsch- und begehrfreieste Theilnahme einflößte.

Ein paar Mal schon war es mir vorgekommen, als ob der Blick Marion's während ihres Spieles mich gestreift hätte, ja, wenn auch nur sekundenlang, an mir haften geblieben wäre. Das hatte mich immer tief erschreckt, und wenn ich mich auch täuschen konnte, so lag doch zugleich die Möglichkeit nicht weit, daß Marion mich, der täglich das Theater besuchte, zuletzt bemerkt habe und daß es ihr namentlich nicht entgangen sei, wie ich gerade den Scenen, in welchen sie auf der Bühne beschäftigt war, meine lebhafteste Theilnahme schenkte.

Ich hatte mich gleichwohl getäuscht; bei einiger Aufmerksamkeit mußte ich die beschämende Entdeckung machen, daß der Blick Marion's nicht mir galt, sondern einem Herrn, der drei oder vier Plätze von mir entfernt ebenfalls vorn an der Parquetbrüstung saß. Der

Mann war mir schon öfter aufgefallen, da er gleich mir fast alle Abende auf seinem Platze war und eine ganz komische Art hatte, von seinem Opernglas Gebrauch zu machen. Er schielte nämlich auf beiden Augen und war dadurch außer Stande, ein Doppelglas zu benutzen. Da er aber schlecht sah, bediente er sich eines einfachen Glases, das er, um das Bild von der Bühne zu erhalten, denn immer in schräger, für den gerade Sehenden falscher Linie hielt. Es war lächerlich anzusehen. Dabei lag er immer dick und breit mit seinen beiden Armen auf der Brüstung und geberdete sich überhaupt mit einer Ungenirtheit, als ob er hier zu Hause sei.

Ich hatte mich schon oft über das schier bäuerische Auftreten des Mannes geärgert, jetzt bekam ich einen Abscheu vor ihm, da ich sah, daß er es war, dem Marion auszeichnende Blicke schenkte. Ich bemerkte, daß er solche Aufmerksamkeiten der Schauspielerin, die er fortwährend mit seinem Glase verfolgte, mit einem unendlich selbstgefälligen Lächeln hinnahm.

Es regte sich etwas wie Eifersucht in mir. Wäre es ein geschniegelter Offizier von der Garde oder ein elegantes Mitglied unserer jeunesse dorée oder irgend eins jener Geschöpfe gewesen, welche die Welt und namentlich die weibliche wegen ihres glänzenden Auf-

tretens und blendenden Erscheinens zu bestaunen pflegt, ich hätte mich still gefügt und nicht daran gedacht, gegen den bekannten, wenn auch unbegreiflichen Lauf der Dinge mich zu erheben. Aber dieser Herr?

Er war nichts weniger als hübsch oder gar schön zu nennen. Bei ziemlicher Größe war er rund, aufgedunsen, von jener Fülle, die nicht das Zeichen der Gesundheit, sondern eines krankhaften Zustandes zu sein pflegt. Sein schwammiges, von einem röthlichen Vollbart umrahmtes Gesicht spielte wechselnd in allen Farben, bald gelb, bald grün. Eine stattliche Glatze, die seiner sonst unbedeutenden Stirne zu statten kam, deutete auf eine vielleicht zu rasch verlebte Jugend, und die kleine, spitze, in die Höhe gerichtete Nase gab dem Gesichte, das durch die schielenden Augen durchaus nicht gewann, etwas Keckes, Herausforderndes. Er hatte in seiner ganzen Erscheinung etwas Klebriges, ein Etwas, das man zu berühren scheut. Dazu erschien er in seiner Kleidung nachlässig, seine Wäsche war selten sauber. Dennoch war der Mann eitel; wie ich später erfuhr, hatte sich irgend ein Witzbold den Spaß gemacht und ihm gesagt, daß er mit Sokrates Aehnlichkeit habe.

Ich fragte den Diener, welcher in den Zwischenpausen Gefrorenes und Zuckerwerk zum Verkaufe umherträgt, ob er mir den Namen des Herrn sagen könne.

„Sie meinen den Herrn, der vorn in der ersten Reihe sitzt und das Glas nicht vom Auge bringt?"

„Eben den."

„Das ist der Doctor Breitsam."

„Der Theaterarzt?"

„Nein, er schreibt."

„Er schreibt?"

„Ja, in die Zeitungen."

Aha, dachte ich, ein Theaterkritiker. Das Aufgehen des Vorhangs unterbrach unser Gespräch.

Ein Zufall verschaffte mir wenige Tage nachher das Vergnügen, Doctor Breitsam persönlich kennen zu lernen.

Man gab eine Posse, die ihre Anziehungskraft nun schon seit Wochen bewährt hatte und jedesmal volles Haus machte. Das Stück hatte schon begonnen, als Doctor Breitsam, der sich verspätet haben mochte, in den Zuschauerraum trat. Dieser war mit Menschen so vollgepfropft, daß das Fallen einer Stecknadel unmöglich schien. Dennoch gelang es dem Herrn, mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit sich bis vor zu mir zu drängen, von wo er alsbald Anstalten machte, sich seines Sitzes, den überdies schon ein Unberechtigter eingenommen hatte, zu bemächtigen.

Ein allgemeines Murren über die Störung und ein lebhaftes Zischen hinderte ihn an seinem Vorhaben.

So blieb ihm nichts übrig, als zu resigniren oder den Ablauf des ersten Actes da, wo er stand, abzuwarten.

Ein hierauf erneuter Versuch, zu seinem Sitze zu gelangen, hatte keinen bessern Erfolg. Der ihn schon inne hatte, wollte nicht weichen; den Billeteur zu rufen, war eine Unmöglichkeit, und da Doctor Breitsam barsch und brutal auftreten wollte, wurde er von der nächsten Menge, die keinen Gefallen an ihm zu finden schien, zur Ruhe verwiesen und gab nach.

Er wandte sich an mich und begann über die Unverschämtheit und Zudringlichkeit einzelner Menschen zu klagen.

Ich gab eine ausweichende kurze Antwort.

Nach einigen Minuten brach er wieder das Schweigen, von dem er kein Freund zu sein schien.

„Sie sind häufig im Theater", sagte er.

„Ziemlich", war meine Antwort.

„Ich habe fast immer das Vergnügen, Sie zu sehen."

Ich schwieg.

„Ich habe", fuhr er dann mit einem gewissen unverschämten Lächeln fort, „schon öfter die Ausdauer bemerkt, mit der Sie die abgedroschensten Reprisen mit immer gleicher Aufmerksamkeit verfolgten."

Ich fühlte die Galle in mir aufsteigen, denn die

zudringliche Art genirte mich, wenngleich in den Worten nichts direct Beleidigendes lag.

„Interessirt Sie das, mein Herr?“ fragte ich ruhig und gemessen.

„Ach, verzeihen Sie“, entgegnete Doctor Breitsam leichthin, „es gibt nichts in der Welt, was mich nicht interessirte.“

„Sie sind zu beneiden“, sagte ich nun; „ich finde nichts unausstehlicher, als von Menschen belästigt zu werden, die ich nicht kenne und die mich nicht interessiren.“

Damit wandte ich ihm den Rücken, entschlossen, das Gespräch abzusprechen.

Aber Doctor Breitsam ließ sich nicht irre machen.

„Sie sind ja ein wahrer Eisenfresser“, sagte er mit spöttischer Miene; „in der That, es thut mir leid, daß ich der kleinen Marion keinen bessern Bericht von Ihnen erstatten kann.“

Ich wandte mich.

„Was wollen Sie damit sagen?“ rief ich.

„Der kleinen Marion“ entgegnete Doctor Breitsam, der mit einer gewissen Zufriedenheit meine plötzliche Erregung zu bemerken schien, „ist Ihr regelmäßiger Theaterbesuch nicht entgangen, und sie ist eitel genug, sich als dessen Ursache zu betrachten.“

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte; wäre es nicht am besten gewesen, den Menschen, der sich wider meinen Willen um mich kümmerte, ganz stehen zu lassen? Meine verwünschte Eitelkeit ließ das nicht zu. Es konnte ja wahr sein, was er mir sagte.

„Woher wissen Sie das?“ fragte ich.

„Fräulein Marion hat mir das erst vor zwei Stunden selbst gesagt“, antwortete er.

Dieser Mensch, dachte ich, kennt sie also wirklich, und mit welcher Gemüthsruhe, mit welcher Gleichgültigkeit sprach er von ihr! Ich hätte ihn erwürgen mögen.

„Sagen Sie dem Fräulein, daß es sich irrt“, rief ich, „und wenn Sie“, fuhr ich fort, „ihre Meinung vielleicht theilen sollten, so ersuche ich Sie, dieselbe aufzugeben und sich überhaupt so wenig um mich zu kümmern, als ich mich um Sie oder um das Interesse kümmere, das Sie hierher führt.“

Ich hatte geglaubt, vortrefflich gesprochen und den ehrbaren Doctor Breitsam vernichtet zu haben. Wie aber hatte ich mich getäuscht!

„Sie sprechen“, antwortete er ruhig, „von dem Interesse, das mich hierher führt? Bah!“ sagte er in geringschätzigem Tone und mit einer wegwerfenden Achselbewegung, „wenn man diese Theaterprinzessinnen so

lange und so genau kennt wie ich, dann hört man auf, sich in sie zu verlieben."

So wenig Schmeichelhaftes in diesen Worten für diejenige lag, der ich einen so geheimen und warmen Cultus widmete, hatte ich doch die Schwachheit, mich im ersten Augenblicke darüber zu freuen. Doctor Breitsam gestand ja mit ihnen ein, daß er kein Rivale von mir sei. Und dann hatte er ja vom Stande der Schauspieler nur im Allgemeinen gesprochen und dachte gewiß nicht daran, sich hier eine Regel ohne Ausnahme vorzustellen.

„Sie kennen Fräulein Marion?" fragte ich, nun meinerseits bemüht, das Gespräch fortzusetzen.

„Sie kam vor einigen Monaten von Wien und machte mir, da sie Empfehlungsbriefe an mich hatte, ihren Besuch."

„Sie stehen demnach mit dem Theater in Verbindung?"

„Indirect, ja. Ich bin Theaterreferent, und so ist auch die persönliche Berührung mit dem Künstler eine unvermeidliche."

„Ich begreife das", sagte ich, „aber wird dadurch die erste Pflicht des Kritikers, nämlich die, objectiv und parteilos zu schreiben, nicht außerordentlich erschwert?"

Doctor Breitsam sah mich mit einem Blicke an, der mir vielleicht klar machen sollte, daß ich etwas unend-

lich Dummes geäußert habe, dann sagte er mit einem bewundernswerthen Applomb:

„Man muß das zu vereinigen wissen."

„Sie haben Recht", entgegnete ich beschämt, als das Aufgehen des Vorhangs unser Gespräch unterbrach. Nur zerstreut folgte ich dem Verlaufe des schon oft gesehenen Stückes, ich mußte immer wieder an das eben Gehörte denken, und eine leise Ahnung davon dämmerte in mir auf, daß ich in gewissen Dingen noch sehr jung und unerfahren sei.

Als der Act zu Ende war, bedauerte Doctor Breitsam, sich entfernen zu müssen. Die Hitze hatte in der That einen fast unerträglichen Grad erreicht, und es war keine geringe Aufgabe, eng an- und aufeinander gepreßt in dem schmalen Raum zu stehen. Doctor Breitsam reichte mir die Hand.

„Bleiben Sie nur hier", sagte er lachend, „und klatschen Sie statt meiner für die kleine Marion; sie ist ein Prachtmädchen. Auf Wiedersehen!"

Er that, wie wenn wir uns schon seit Jahren kennten.

Ich blieb wirklich; gerade heute war ich nicht im Stande, mich loszureißen. Hatte Marion nicht von mir gesprochen? Es war undenkbar, daß mir Doctor Breitsam eine Unwahrheit gesagt hatte. Dazu konnte er ja keinen Grund haben. Ich war ihr also wirklich

aufgefallen, sie hatte mich bemerkt, sie hatte von mir gesprochen.

Noch nie war mir Marion so liebreizend erschienen, noch nie schien sie mir so munter, so liebenswürdig, so hinreißend gespielt zu haben. Sie entfaltete alle Feinheiten, alle Grazie, alle Künste, die ihr zu Gebote standen, und als das entzückte, begeisterte Publikum mit nicht enden wollendem Klatschen sie am Schlusse drei- und viermal rief, erschien sie mit vor Freude strahlendem Angesicht und drückte mit glücklicher Anmuth ihren lebhaften Dank aus, indem sie sich wiederholt verneigte und wie gerührt durch die stürmische Anerkennung die Hand aufs Herz legte.

Ich hatte sie keinen Moment aus dem Auge gelassen, da verschwand sie hinter den Coulissen, der Vorhang fiel, und mit der drängenden Menge ging ich wie ein Träumender aus dem Hause.

Zweites Kapitel.

Ein paar Tage lang war ich durch Unwohlsein verhindert auszugehen; als ich dann wieder in das Theater kam, hatte ich das Mißgeschick, mein Opernglas liegen zu lassen, und ich eilte am nächsten Morgen zum Theatergebäude, in der Hoffnung, vom Inspector des Hauses Auskunft über den verlorenen Gegenstand erhalten zu können.

Doctor Breitsam, der den Abend vorher der Vorstellung nicht beigewohnt hatte, begegnete mir auf dem Wege.

Er rief mich schon von weitem wie einen alten Freund an, und ich setzte ihm den Zweck meines Ganges auseinander.

„Kommen Sie mit mir; wenn nicht ein Zuschauer

eine unberechtigte Neigung für Ihr Glas an den Tag gelegt hat, so werden Sie dasselbe bald wieder in Händen haben."

Wir waren angelangt.

„So, jetzt folgen Sie mir", sagte Doctor Breitsam, „es ist zehn Uhr, ich werde Ihnen etwas Besonderes zeigen."

Wir gelangten in die Vorhalle des Theaters, wo sich rechts die Kasse, links die Garderobe befand. Doctor Breitsam schritt mit schwerem, hallendem Tritt voraus und gelangte an eine Thür, über der ein Schild angebracht war, mit den Worten: Verbotener Eingang.

Ich machte ihn darauf aufmerksam.

„Das gilt für uns Auserwählte nicht. En avant!"

Wir geriethen in einen stockfinstern Gang, an dessen Ende nur ganz schwach eine kleine Gasflamme röthlich brannte. Dort angelangt stieß Doctor Breitsam links eine kleine Thür auf, die ich kaum bemerkt hatte, und wir waren wieder im Finstern, in einem großen, nachtbedeckten Raum.

Ich hörte aus einiger Entfernung laut sprechen und wäre, da ich vorwärts schritt, fast ein paar Stufen, die meinem Auge entgangen waren, hinabgefallen.

„Pst!“ flüsterte Doctor Breitsam. „Machen Sie keinen solchen Lärm, junger Freund; thun Sie an der Wand ein paar Schritte nach vorn, und dann —“

Ich that, wie mir geheißen war, und bei einem Haar wäre mir ein lauter Ruf der Ueberraschung entfahren.

Denn jetzt sah ich erst, wo ich war.

Wir befanden uns im Zuschauerraum des Theaters, vor der schwach beleuchteten Bühne.

„Man hält eben Probe“, flüsterte mir mein Begleiter wieder zu.

In der That vermochte schon mein Auge, das sich bald an die Finsterniß, die ringsum herrschte, gewöhnt hatte, die Gestalten auf der Bühne zu unterscheiden, und ich erkannte bald die einzelnen Schauspieler und Schauspielerinnen, die eben beschäftigt waren.

Der Anblick war mir neu und fesselnd.

Ich that zum ersten Male einen Blick hinter die Coulissen, von denen ich schon so viel Seltsames und Wunderbares gehört hatte. Alle die Herren und Damen, die ich so oft schon, umstrahlt von einer Lichtflut, im glänzenden Schmuck aller möglichen Costüme und Trachten bewundert hatte, sah ich nun vor mir, einfach und schlicht, wie andere Menschenkinder, zum Schutz vor der Kälte, die das leere Haus durchstrich, dichte in

Pelze und Mäntel gehüllt, kaum beleuchtet von zwei trüben Oellampen, die rechts und links an den Soffiten flackerten.

Es war ein Lustspiel, das längere Zeit geruht hatte und nun neu einstudirt wurde. Die Schauspieler schienen ihre Rollen nicht mehr recht inne zu haben. Sie sprachen nur mit halber Stimme, und der Souffleur, der abends selten zu hören war, hatte hier am lebhaftesten zu thun. Einzelne Scenen, die nicht gut gegangen waren, wurden wiederholt, die Schauspieler besprachen sich über die Art, wie dies oder jenes arrangirt werden sollte, man probirte hin und wieder, der Spruch des Regisseurs, der vorn auf einem Stuhle mit dem Buche in der Hand saß, unter der Oellampe, gab den Ausschlag. Jede Decoration fehlte; der Regisseur erläuterte nur, wie bei der Aufführung Alles geordnet und aufgestellt sein werde, und so deutete man auch im Spiele Vieles nur an, was abends vollständig ausgeführt wurde.

Was ich sah, übte einen ganz seltsamen Zauber auf mich aus. Die schwarze Nacht, die auf dem weiten, menschenleeren Hause lag, die spärliche, kaum nothdürftige Beleuchtung, die auf die Bühne fiel, die Zwanglosigkeit, mit welcher die Mitglieder unter einander verkehrten, das gemahnte mich Alles, als ob ich

der ungesehene Zeuge eines geheimnißvoll geführten, noch von Niemand belauschten Familenlebens sei. Ach, es war nicht so friedlich, als es aussah!

Marion trat auf, schön und einfach, wie immer. Ich sehe sie noch heute vor mir in dem kleinen weißen Hute, der ihr blondes Lockenköpfchen umrahmte und von dem der blaue Schleier so kokett niederfiel.

Sie spielte die Scene recht brav, schien aber unzufrieden mit dem Herrn, der zugleich mit ihr beschäftigt war. Sie hatte Mancherlei an ihm auszusetzen, was dieser mürrisch und verdrießlich hinnahm, ohne widersprechen zu können, weil seine Collegin Recht hatte.

Die Scene schloß mit einer humoristischen Apostrophe, die der Schauspielerin, in deren Händen die Rolle lag, unfehlbar Applaus eintragen mußte.

Marion hatte die meisterlich vorgetragene Rede geendet und wandte sich gegen die Couliſſe, als der zurückbleibende Schauspieler unmittelbar seinen nun folgenden Monolog begann.

Marion drehte sich um und blieb stehen.

„Sie wollen mir“, rief sie erregt, gegen den Schauspieler gewendet, „vermuthlich zeigen, was ich von Ihnen heute Abend zu erwarten habe?“

Doctor Breitsam, der bisher schweigend neben mir gestanden, stieß mich an und lachte.

„Passen Sie auf“, sagte er, „was jetzt kommt.“

„Ich verstehe Sie nicht“, hatte der Schauspieler geantwortet.

„Aber ich verstehe Sie, Herr Kalmus“, rief Marion. „Sie spielen die ganze Scene unter aller Kritik schlecht, und jetzt wollen Sie mir auch den Abgang verderben!“

„Was heißt das!“ fuhr der Andere auf. „Ich spiele, wie ich kann.“

„Nein, Sie spielen eine Hundekomödie, und nun wollen Sie mich, wie Sie es schon zweimal gethan, um den Applaus bringen, indem Sie mir, bevor ich noch geendet, in das Wort fallen.“

„Mein Fräulein!“ brauste der Beschuldigte auf.

„Mein Herr, keinen Widerspruch! Sie haben mir immer noch den Applaus mit Ihrem Worte abgeschnitten. Wenn Sie mir den Abgang heute wieder verderben, spiele ich nicht mehr mit Ihnen.“

„Ich verbitte mir jede Beleidigung“, unterbrach Kalmus die erzürnte Schauspielerin.

Diese aber fuhr zornig fort:

„Trage ich die Schuld daran, wenn der Director die Rolle mir schickt und nicht dem Fräulein Ameyer? Habe ich den Director darum gebeten? Fragen Sie ihn doch!“

„Wer ist Fräulein Ameyer?“ flüsterte ich dem Doctor Breitsam zu, der an dem ganzen Skandal unbeschreibliches Vergnügen zu haben schien.

„Das wissen Sie nicht?“ fragte dieser entgegen. „Das ist die Geliebte des Herrn Kalmus.“

„Ach“, sagte ich, „ich verstehe.“

„Was geht Sie Fräulein Ameyer an?“ hatte Kalmus inzwischen gerufen und war todtenbleich im Gesicht Marion einen Schritt näher getreten.

„Rühren Sie sich nicht von der Stelle“, hatte diese ihm dann zugerufen. „Mich geht Fräulein Ameyer gar nichts an, und jedenfalls ist — ich gebe das mit Vergnügen zu — das Interesse, das Sie an der Dame nehmen, ein lebhafteres als das meinige.“

Das übrige Schauspielerpersonal, das inzwischen neugierig herangetreten war, lachte hell auf.

„Aber“, fuhr Marion fort, „ich finde es einmal an der Zeit, daß man Ihnen zeigt, wo Bartel den Most holt. Glauben Sie mir, wenn sich die Orsina neulich es gefallen ließ, daß Sie als Marinelli ihr die große Scene im vierten Acte verdarben — ich lasse mir von Ihnen nichts gefallen.“

„So?“ höhnte Kalmus voll Wuth. „Warum soll ich denn jetzt auch der Orsina die Scene verdorben haben?“

„Weiß ich's? Wahrscheinlich hätte die Ameyer auch die Orsina gern gespielt; das Fräulein möchte ja Alles spielen. Uebrigens wissen Sie jetzt, wie Sie mit mir daran sind. Richten Sie sich darnach. Adieu!"

Mit diesen Worten wandte ihm Marion den Rücken und wollte gehen.

Kalmus aber machte hastig ein paar Schritte gegen sie und schrie:

„Bei Gott, wenn Sie keine Dame wären, dann —"

„Nun?" sagte Marion ruhig, indem sie sich nur halb zurückwandte und verächtlich ihren Kopf über die Schulter gegen ihn drehte. „Geniren Sie sich nicht! Wenn ich keine Dame wäre, was dann?"

„Dann —" rief Kalmus, aber zur rechten Zeit trat der Regisseur dazwischen und trennte ihn von Marion, indem er Ruhe gebot.

Ich athmete tief auf.

„Wahrhaftig", sagte ich zu Doctor Breitsam, „ich habe für das Mädchen Angst gehabt."

„Angst?" spottete dieser. „Warum nicht gar! Alles das ist nicht so schlimm gemeint."

„Das passirt", entgegnete ich. „Aber sagen Sie", fuhr ich fort, nachdem auf der Bühne die unterbrochene Probe wieder aufgenommen worden war, „sagen Sie, was hat Fräulein Marion eigentlich mit dem gemeint,

was sie ihr den Abgang verderben nannte? Ich bin nicht recht klug daraus geworden."

„Das glaube ich Ihnen", bemerkte Doctor Breitsam. „Wenn ein Schauspieler nach einem witzigen Wort, nach einer zündenden Apostrophe, überhaupt nach einem effectvollen Moment, der, richtig benutzt, ihm ganz unzweifelhaft rauschenden Beifall des Publikums einbringen muß, die Scene verläßt, daß er also sicher ist, von den applaudirenden Zuhörern gerufen zu werden, so nennt man das im Theaterjargon einen guten Abgang haben. Ein boshafter College kann denselben nun insofern beeinträchtigen oder ganz wirkungslos machen, als er unmittelbar nach dem Abgang des andern die Worte zu sprechen anfängt, welche ihm seine Rolle vorschreibt. Das Publikum verstummt fast augenblicklich wieder in seinem Bravorufen, da es vom Stücke nichts verlieren will, und so ist der erste glücklich um seinen Hervorruf gebracht."

„Dann hat Fräulein Marion", rief ich, „Recht gehabt, indem sie ihrem würdigen Collegen Kalmus den Standpunkt klar machte."

„Gewiß hat sie Recht gehabt."

„Kalmus wird sich hüten, ihr wieder einen solchen Possen zu spielen!"

„Glauben Sie?"

„Wie? Nach dem eben Vorgefallenen zweifeln Sie noch daran?“

„Ich habe“, sagte Doctor Breitsam, „im Gegentheil die feste Ueberzeugung, daß Herr Kalmus ihr den Abgang erst recht verderben wird! Sie werden sich heute Abend davon überzeugen.“

„Das wäre ja eine Gemeinheit“, rief ich.

Doctor Breitsam zuckte spöttisch die Achseln.

„Fräulein Marion wird dann nicht mehr mit ihm spielen!“ fuhr ich fort.

„Bah“, sagte Doctor Breitsam wegwerfend, „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich. Sie müssen beim Theater nicht Alles für baare Münze nehmen. Hier heißt es vor allem, sich in die Verhältnisse schicken; kann man diese nicht brechen, so bückt man sich selber. Doch nun kommen Sie, ich muß den Director noch in seinem Bureau treffen und Sie dürfen Ihr Opernglas nicht vergessen.“

Wir überschritten den Gang und mein Begleiter, der hier vollständig orientirt schien, öffnete gegenüber eine Thür, die über drei oder vier Stufen hinab in einen zweiten, ziemlich hellen Gang führte, der in der gerade verlängerten Richtung des ersten nach vorn lief und dort durch eine Glasthür abgeschlossen war.

„Hier sind wir nun schon im Heiligthum", sagte Doctor Breitsam, als ich neugierig umherblickte.

Auf der rechten Seite des Ganges befanden sich fünf oder sechs Thüren, die in ihren obern Theilen Glasfenster trugen. Innen angebrachte weiße Vorhänge hinderten einen Blick in die Zimmer zu thun.

„Das sind", erläuterte Doctor Breitsam, „die Garderoben für das weibliche Theaterpersonal. Hier", fuhr er in komischen Ernste fort, „ist das Reich der Friseurs und der Schneiderinnen, der Garderobiers und Modistinnen. Hier waltet Puder und Schminke, hier vereinigen sich täglich Wahrheit und Dichtung, uns Männer draußen zu Narren zu machen. Diese Räume sehen Reize unschuldig enthüllt, die wir Armen nur ahnen dürfen. Hier hat die letzte Ballettänzerin dasselbe Recht auf eine aufmerksame Behandlung, wie Schottlands unglückliche Maria Stuart, hier werden die wundersamen Metamorphosen vollzogen, die dem profanen Auge ein entzückendes Räthsel bleiben, hier, ja hier ist das eigentliche Reich der Geheimnisse und Wunder."

„Gut gesprochen", lachte ich. „Und diese Thüren hier links?" fragte ich dann, und deutete auf grün ausgepolsterte Thüren, die gegen zehn Fuß hoch sich auf ihren Angeln nach außen wie nach innen zu öffnen schienen.

„Das sind die Zugänge, welche unmittelbar zur Bühne selbst führen", entgegnete Doctor Breitsam. „Hier —"

In diesem Augenblicke wurde die eine der erwähnten Thüren leicht aufgestoßen, und in ihr erschien Marion.

Ich erschrak nicht wenig.

„Sieh da, mein lieber Doctor", rief sie mit ihrem gewinnendsten Lächeln und reichte dem Angeredeten ihre kleine, vom feinsten Handschuh bedeckte Hand, „guten Morgen! Das ist ja eine prächtige Ueberraschung! Wollen Sie in die Probe?"

Doctor Breitsam führte schmunzelnd die dargebotene Hand zu seinen breiten Lippen, ein Anblick, bei dem mir ganz wehe ward. „Es ist die glücklichste Vorbedeutung", sagte er dann, „für den ganzen Tag, Ihnen schon am frühen Morgen in die Hände zu laufen, kleine Marion —"

„Ach was", unterbrach ihn diese schmollend, „warum nennen Sie mich schon wieder kleine Marion? Ich will es nicht haben, ich bin gar nicht klein, ich —"

„Sie sind allerliebst", unterbrach Doctor Breitsam sie wieder, „Sie sind reizend, schön, jung, witzig; aber wenn ich Sie zehnmal so nennen würde, so bezeichnet Sie doch nichts so sehr, als wenn ich kleine Marion zu

Ihnen sage. Und dann, haben Sie nicht den kleinsten Mund, haben Sie nicht die kleinsten Hände, haben Sie nicht die kleinsten Füßchen?"

„Sie sind unverbesserlich, Doctor!" lachte Marion und schlug ihn mit dem Schirm strafend auf die Schulter. „Doch zur Probe kommen Sie zu spät, sie ist gleich zu Ende."

„Ich weiß das; zum Glück kam ich gerade noch recht, die moralische Ohrfeige zu bewundern, die Sie Ihrem Collegen Kalmus gegeben."

„Wie? Sie haben —"

„Ja, ich war im Parquet und sah Alles."

„Ah, das ist nicht recht. Sie werden zudringlich, lieber Doctor. Denn solche Dinge sind Familiengeheimnisse, das sind die wahren Gardinenpredigten!"

„Sie zürnen mir, schöne Marion?" spottete Doctor Breitsam.

„Ja."

„Wenn ich Ihnen aber verspreche, heute Abend bei dem bewußten Abgange recht zu klatschen?"

„Dann", lachte die Schauspielerin, „dann würde ich vielleicht zu bewegen sein, Ihnen zu verzeihen."

„Die Hand darauf", sagte Doctor Breitsam.

„Die Hand darauf", entgegnete die Schauspielerin und reichte dem Doctor ihr kleines Händchen hin, das

dieser wieder festhielt und zu seinem begierigen Munde führte.

„Wahrhaftig, Sie sind unausstehlich mit Ihrem Händeküssen", rief das Mädchen in einem Tone, von dem man nicht wußte, ob er Scherz oder Ernst war, und entzog ihm rasch ihre Hand.

„Zanken Sie schon wieder?"

„Sie sind wie die kleinen Kinder, denen man von Zeit zu Zeit die Ruthe zeigen muß, damit sie brav bleiben."

„Strafe für mich ist ein ungnädiger Blick aus Ihren schönen Augen."

„Sie wollen mich wieder versöhnen."

„Ja, und stelle Ihnen zu diesem Zwecke meinen Freund Doctor Wander vor, der es sich heute Abend zur Ehre rechnen wird, im Klatschen mein Helfershelfer zu sein."

Marion erwiderte meine Verbeugung mit freundlichem Gruße. Ich glaubte ihr einige Schmeicheleien sagen zu müssen, aber mein Begleiter unterbrach mich.

„Kleine Marion", sagte er, „hätten Sie doch vorhin die Aufregung sehen können, in welche unsern Freund Ihre feindliche Begegnung mit Kalmus versetzte!"

„Wie?" rief Marion. „Sie waren auch zugegen, mein Herr?"

„Ja, mein Fräulein", antwortete ich, „ich hatte das Vergnügen, Ihren Muth zu bewundern."

„Wie indiscret von Ihnen!" sagte die Schauspielerin zu Doctor Breitsam.

„Indiscret?" wiederholte dieser lachend. „Die moralische Entrüstung unseres Freundes gegen Kalmus gibt Ihnen die Bürgschaft, daß er heute Abend für Sie seine Schuldigkeit thun wird."

„Als ob man", entgegnete Marion vorwurfsvoll, „seine Freunde nur nach ihrem Klatschen und Bravorufen schätzte!"

„Beruhigen Sie sich", bemerkte Doctor Breitsam, „das thun wir alle im Leben, mehr oder minder, so oder so. Und nun Gott befohlen, kleine Marion, ich muß zum Director. Oder begleiten Sie mich?"

„Nein, ich habe in der Garderobe zu thun."

„Noch eins", rief Doctor Breitsam. „Darf ich mir in diesen Tagen das Vergnügen machen, meinen Freund bei Ihnen einzuführen?"

„Die beiden Herren werden mir willkommen sein."

„Wann? Morgen? Uebermorgen?"

„Wann es Ihnen gefällig ist."

„Und heute Abend?"

„Klatschen Sie recht", rief die Schauspielerin munter und verschwand in einem der Ankleidezimmer.

Doctor Breitsam und ich betraten durch das Glasfenster das für das Theaterpersonal bestimmte steinerne Stiegenhaus und stiegen eine Treppe höher, wo auf dem Corridor das Bureau des Inspectors lag.

„Nun, wie gefällt Ihnen die kleine Marion?" fragte Doctor Breitsam.

„Vortrefflich, sie ist ein reizendes Geschöpf. Wie kamen Sie aber dazu, mich bei ihr einführen zu wollen?"

„Ich dachte mir, daß Ihnen das angenehm sein würde, und benutzte die Gelegenheit. Sie sind doch ein wenig in Fräulein Marion verliebt."

„Sie haben mich als Doctor vorgestellt, ich bin nicht Doctor. Ich bin ein einfacher Student."

„Welch unnütze Skrupel! Wer läßt sich heute nicht Doctor nennen! Und dann, Doctor ist ein Titel, der Ihnen bei der Theaterwelt überall den zuvorkommendsten Empfang sichert, den Sie sich nur wünschen können. Man meint, Sie schreiben für Zeitungen."

„Das thue ich aber nicht", warf ich ein.

„Sie thun es nicht, aber Sie können es thun.

Führe ich Sie ohne Titel ein, so müssen Sie einen Geldsack unter den Arm nehmen und sind doch nicht sicher, ob Sie nicht hinausgeworfen werden. Der Doctortitel ist für uns, was dem Banquier seine Million, was dem Offizier seine Uniform, was dem Freiherrn seine Krone am Kutschenschlag. Also, es bleibt dabei, von heute an sind Sie Doctor Wander."

„Das ist Schwindel", wagte ich schüchtern zu bemerken.

Doctor Breitsam blieb vor mir stehen und sah mich voll an. Dann sagte er mit der ernstesten Miene von der Welt:

„Hören Sie, lieber Freund, Sie haben eigenthümliche Ausdrücke. Gemeinheit, Schwindel — weiß der Himmel, was Ihnen noch Alles in den Mund kommt. Denken Sie sich, was Sie wollen, aber geben Sie doch wenigstens den Dingen, wenn Sie laut davon sprechen, auch einen anständigen Namen. Darauf kommt Alles an, glauben Sie mir das. Wer wird heutzutage solche Worte wie Gemeinheit oder Schwindel in den Mund nehmen! Nennen Sie das eine Rücksichtslosigkeit und das andere Lebensklugheit, Schlauheit oder meinetwegen auch noch unberechtigte Schlauheit — sehen Sie, das klingt schon ganz anders und

ist accurat die nämliche Geschichte. Darum aufgepaßt, mein lieber Herr."

Ich versprach, mir die gute Belehrung zu Herzen zu nehmen, und verabschiedete mich, nachdem mir Doctor Breitsam richtig noch zu meinem Opernglase verholfen hatte, das sich wohlverwahrt in den Händen des Hausinspectors befand. Als wir uns trennten, bat mich mein neuer Freund wiederholt, ja abends der Vorstellung beizuwohnen, was ich zusagte.

Ich wäre auch ohne das Drängen des Doctor Breitsam gekommen. Wenn ich gleich an dessen Persönlichkeit keinen besondern Gefallen fand, so war ich doch schon ganz von jenem Reiz umgarnt, den das Theaterleben auf Jeden ausübt, der mit ihm als Neuling in Berührung kommt, und den ich erst dann vollständig wieder auf die Seite zu schieben vermochte, nachdem ich zu meinem Schaden und leider nur allzu spät einsehen gelernt hatte, wie locker und unsicher der von den schönsten Blumen überwucherte Boden war, auf welchem ich mich bewegte.

Es kam richtig so, wie Doctor Breitsam vorausgesagt hatte. Als Marion ihren letzten Satz mit vollendeter Kunst, voll Munterkeit und Schalkheit gesprochen und die Bühne verlassen hatte, erhob sich von

allen Seiten stürmischer Beifall; Kalmus aber hatte inzwischen schon, bevor eigentlich noch Marion recht verschwunden war, seinen Monolog begonnen und sprach ihn unbeirrt durch die seiner Collegin geltenden Bravorufe weiter. Ein Theil des Publikums rief dem klatschenden ein Stille heischendes Pst! zu, und Marion war um ihren Hervorruf gebracht. Kalmus hatte ihr den schönen Abgang richtig verdorben.

Doctor Breitsam, der diesen Abend in der Directorloge breit Platz genommen hatte und von dort aus in seiner unendlichen Eitelkeit bemüht war, dem Publikum die Ehre bemerklich zu machen, die ihm damit widerfahren war, hatte mich in dem betreffenden Moment durch lebhaftes Zuwinken aufgefordert, mich gleich ihm an dem Applaus für Marion zu betheiligen. Ich that meine Schuldigkeit, wie ich nur konnte, aber wie gesagt, es half nichts. Ich war wüthend, ich hätte den Kalmus erwürgen können. Die Schauspielerin schien auch außer sich zu sein; denn als sie wieder neben Kalmus aufzutreten hatte, warf sie ihm einen Blick voll Haß und Groll zu, und da Kalmus diesen Zornausbruch mit einem unmerklichen Lächeln erwiderte, ballte sie ihre kleine Faust, als ob sie den boshaften Burschen zu zermalmen wünschte. Zum ersten Male erfuhr ich, daß auf der Bühne neben der

eigentlichen Komödie noch eine andere gespielt werden kann, die dem uneingeweihten großen Publikum verborgen bleibt, an Naturwahrheit aber die sich offenkundig abwickelnde häufig übertrifft. Ich muß gestehen, mein Interesse an diesen Dingen wuchs mehr und mehr.

Drittes Kapitel.

Doctor Breitsam hatte an jenem Abend durch einen Logendiener bei mir anfragen lassen, ob ich nicht gewillt sei, ihm den nächsten Morgen einen Besuch zu machen, und da er sich doch einmal erboten hatte, mich bei Marion einzuführen, so hielt ich es für eine Pflicht der Höflichkeit, ihn vorerst aufzusuchen, und sagte zu.

Fast hätte ich seine Wohnung nicht gefunden. Er hatte mir zwar sagen lassen, er wohne Albertplatz Nr. 13; als ich aber dahin kam, fand ich über der Hausthür ein Schild mit der Firma: Joseph Breitsam, Handschuhfabrikant.

Das konnte Doctor Breitsam nicht sein! Vielleicht hatte er einen Bruder, der diesem edlen Industriezweig

oblag und dessen Wohnung mir der Logendiener irrthümlich statt der des Doctors genannt hatte.

Jedenfalls konnte ich aber hier erfahren, wo der letztere wohnte.

Ich trat also in den neben der Hausthür befindlichen Laden, dessen Auslage mit Handschuhen aller Farben und aller Größen geschmückt war, und wer beschreibt meine Ueberraschung, als ich hinter der Ladentafel richtig meinen Freund Doctor Breitsam handthieren sah!

Ich glaubte zu träumen; ein paar Damen waren beschäftigt, ihre Auswahl unter den vorgelegten Handschuhen zu treffen, und Niemand anders als Doctor Breitsam war es, der ihnen mit der vollendetsten Geschäftsmiene und mit der Lebhaftigkeit eines Commis-Voyageur seine Waare anpries.

„Ich würde Ihnen rathen, diese zu nehmen, mein Fräulein", sagte er und reichte der einen der Damen ein paar hellbraune Handschuhe hin; „sie sind zwar etwas theurer als die von Ihnen gewünschten, aber ihre Qualität ist prima, und so reizende Händchen, wie die Ihrigen, sollten sich doch nur mit der besten Waare schmücken."

Die junge Dame lachte und erröthete.

In mir aber war nach dem Gehörten kein Zweifel

mehr, daß es wirklich Doctor Breitsam sei, der vor mir stand, das Glas in das eine seiner Augen eingekniffen und mit einer wahren Faunmiene seine schöne Käuferin betrachtend.

Indem gewahrte er mich.

„Guten Morgen, Doctor, guten Morgen", rief er. „Das ist schön, daß Sie Wort halten. Ich bitte nur einen Augenblick noch mich zu entschuldigen."

Doch der Kauf war schon geschlossen, die Damen entfernten sich, von Doctor Breitsam unter einer Flut von Artigkeiten und Verbeugungen bis an die Thür begleitet.

Als sich diese geschlossen, küßte er schnalzend seine schmuzigen Fingerspitzen.

„Ein reizendes Geschöpf", sagte er. „Doch nun kommen Sie, lieber Doctor, wir wollen es uns nebenan bequem machen — Eduard", rief er einem bleichen, hinter seinem Schreibpult kauernden Ladenjungen zu, der vorhin so wenig wie sein würdiger Principal die Damen auch nur einen Moment aus den Augen gelassen hatte, „ich bin für Niemand zu sprechen, hören Sie, für Niemand. Wenn Jemand kommt, bedienen Sie die Kunden, aber schneiden Sie mir nicht so viel die Cour. Das schickt sich für Sie noch nicht."

Der Junge ward blutroth im Gesicht und beugte

sich verlegen über seine Arbeit. Doctor Breitsam aber führte mich in ein an den Ladenraum stoßendes Kabinet, wo ich kalte Küche und Wein servirt fand.

Es waren nur zwei Couverts aufgelegt, die Vorbereitung galt also allein mir.

Wir hatten Platz genommen und Doctor Breitsam forderte mich auf zuzugreifen.

Ich muß gestehen, ich war befangen, ich vermochte mich nicht in die doppelte Natur meines Wirths, der die Beschäftigung eines Handschuhfabrikanten und eines Theaterreferenten in einer Person vereinigte, zu finden. Ich hatte in meiner Einfalt erwartet, in die Studirstube eines Aesthetikers zu treten, und war in eine Handschuhfabrik gerathen. Es kam mir, wie schon öfter in den letzten Tagen, wieder einmal so vor, als ob nicht Alles auf der Welt den idealischen Anschauungen entspräche, denen ich mich bis jetzt über Kunst und Kunstbestrebungen hingegeben hatte. Ich war tief verstimmt.

Doctor Breitsam, wie ich ihn denn auch fernerhin nennen will, obwohl mir klar zu werden anfing, warum er den Tag vorher mein Sträuben gegen den Doctortitel mit so lebhaftem Spott bekämpft hatte, mochte ahnen, was in mir vorging.

Als er einsah, daß er meine Unlust zum Essen

nicht zu besiegen vermöge, bot er mir eine Cigarre, zündete sich selbst eine an und begann dann, lang in seinen Fauteuil ausgestreckt, folgendermaßen:

„Sie scheinen mir einigermaßen überrascht, lieber Freund, mich in dieser Umgebung zu finden. Ich nehme Ihnen das nicht übel, aber Sie versetzen mich dadurch in die Nothwendigkeit, Ihnen einige erläuternde Notizen über mich zu geben."

Ich wollte Doctor Breitsam unterbrechen, er wehrte aber ab und fuhr fort:

„Lassen Sie mich reden, Verehrtester. Ich sagte Ihnen ja, ich nehme Ihnen Ihr Erstaunen nicht übel, und die Nothwendigkeit, über mich selbst zu sprechen, versetzt mich in keine Verlegenheit. Hören Sie also. Ich bin in Norddeutschland geboren, in Ostpreußen, und meines Zeichens ein Kaufmann. Ich ward als solcher erzogen. Schon als ein sehr junger Bursche begriff ich die Zeit und begriff namentlich, daß man heutzutage nicht das ist, was man ist, sondern das, was man scheint. Sie verstehen mich vielleicht nicht. Ich meine, man gilt heutzutage lediglich so viel, als man selber aus sich macht. Man muß nur den Muth haben, zu scheinen, und die Welt läßt einen gelten. Wer viel fragt, geht irre, und wer Alles, was er thut, als selbstverständlich und berechtigt hinstellt, dem läßt die

Welt auch Alles hingehen. Wie gesagt, ich begriff das sehr bald, und so kann es Sie nicht Wunder nehmen, wenn Sie mich schon vor zehn Jahren an der Redaction eines Blattes finden, obgleich ich nur ein junger gelernter Kaufmann war. Ich hatte nämlich immer die lebhafteste Neigung für Frauen und namentlich für die vom Theater gehabt; ich sah ein, daß ich mir einen nicht unbedeutenden Einfluß verschaffen würde, wenn ich die Theaterkritik in meine Hände brächte, und kaufte mir eine große Anzahl Actien eines Journals unter der Bedingung, daß man mir das Theaterreferat überlasse. Das geschah, und ich hatte keinen Grund, mein Unternehmen zu bereuen.

Im Anfang freilich mag ich doch etwas schüchtern aufgetreten sein, denn ich ward von den Mitgliedern des Theaters noch immer nicht mit demjenigen Respekt behandelt, den ich für wünschenswerth hielt. Einige mochten auch Lunte riechen hinsichtlich meiner Qualification zum Recensenten. Da entschloß ich mich denn gröbere Töne anzuschlagen, schalt auf Alles, was ich sah, tadelte Alles, was ich hörte, und siehe da, die guten Leutchen krochen zu Kreuze, und ich war ein gemachter Mann. Auf den Kopf war ich nicht gefallen, und so verstand ich mich selbst über kritische Lagen, in die mich mein Mangel Eurer sogenannten klassischen

Bildung hätte bringen können, durch einige Purzelbäume glücklich hinwegzubringen. Nun begann ein gottvolles Leben, voll Intriguen, voll Abenteuer, voll Lebenslust. Ich sage Ihnen, ich war damals ein sauberer Bursche, stattlich und etwas vorstellend, ich hatte keine Concurrenz zu fürchten, und — doch lassen Sie mich über jene Zeit rasch hinweggehen. Nach ein oder zwei Jahren sollte ich erfahren, daß nicht Alles Gold sei, was glänzt.

Einige Schauspieler begannen sich gegen meine Kritik aufzulehnen, das böse Beispiel fand Nachahmung, ich erhielt anonyme Schmähbriefe, man drohte mir mit Schlägen und eines schönen Abends ward mein Ausgeher statt meiner wirklich mit einer Tracht unverdienter Prügel gesegnet.

Das genügte mir. Was man im gewöhnlichen Leben persönlichen Muth nennt, habe ich immer für ein Uebermaß physischer Brutalität gehalten, und so entschloß ich mich, müde der fortgesetzten Anfeindungen, Knall und Fall die Stadt zu verlassen. Dazu hatte mich plötzlich eine fast krankhafte Sehnsucht ergriffen, ein ruhiges und zurückgezogenes Leben zu führen, ich stellte mir das Wirken in einer kleinen Stadt als höchst idyllisch vor, und so benutzte ich die sich mir eben bietende Gelegenheit, mit dem Reste meines schon bedeutend

geschwundenen Vermögens mir eine Siegellackfabrik zu kaufen. Von dieser Zeit spreche ich nicht gern, denn nach fünf Jahren sah ich mich genöthigt, Concurs anzumelden.

Was war nun zu thun? Zur rechten Zeit erinnerte ich mich meines alten Grundsatzes: Man ist, was man scheint. Ich begann Bücher zu schreiben und zwar, Sie werden staunen, Reisebeschreibungen."

„Sie sind wohl viel gereist?" unterbrach ich meinen Erzähler.

„Gott bewahre!" rief dieser. „Von allen den Gegenden, die ich mit so großem Erfolge als Tourist geschildert, habe ich keine einzige gesehen."

„Unmöglich!" rief ich.

„Mit Gottes Hülfe", entgegnete Doctor Breitsam, „mit einiger Phantasie und mit der Benutzung der schon vorhandenen Reiseliteratur ist Alles möglich."

„Ihr Name auf dem Titel mußte Sie aber verrathen", warf ich ein.

„Ich unterdrückte meinen persönlichen Ehrgeiz und gebrauchte nur die Hälfte meines Namens. Ich nannte mich kurzweg Joseph Breit."

„Breit", rief ich, „Breit, dessen lebendige Darstellung einer Montblancbesteigung ich vor einigen Jahren gelesen habe?"

„Allerdings, die habe ich geschrieben", bemerkte Doctor Breitsam selbstgefällig; „den Montblanc selbst habe ich nie in meinem Leben gesehen."

„Das ist stark!" rief ich und wußte nicht, ob ich über die Unverschämtheit meines Gegenüber lachen oder mich erzürnen sollte.

„Hören Sie weiter", fuhr Doctor Breitsam fort. „Um diese Zeit starb meine Mutter — mein Vater war schon lange todt. Ich bekam durch diesen traurigen Fall wieder etwas Geld in die Hände und beschloß nun, der, wenn man nie seine vier Wände verlassen hat, doch immer etwas gewagten Existenz eines Reisebeschreibers ein Ende zu machen. Unschlüssig, wohin ich mich wenden solle, las ich in der Zeitung, daß hier in Ihrer Residenz ein auf die Gant gekommenes Handschuhfabrikgeschäft zu verkaufen sei. Da ich noch nie in Süddeutschland gewesen, reizte mich die Idee, ich reiste hierher, besah das Anwesen und nach wenigen Wochen war es mein Eigenthum.

Aber das Geschäft ging flau, sehr flau. Als Norddeutschem mochte es mir schwer fallen, Kunden herbeizuziehen, ich hatte bald mehr Zeit, als mir lieb war, hinter meiner Ladenbudel über die Hinfälligkeit dieses Erdenlebens nachzudenken. Zur rechten Zeit für mich wurde hier der Plan gefaßt, ein großes Theater zu

erbauen; sofort erwachte die alte Leidenschaft in mir und mein Plan war gefaßt. Sie staunen über diese Ideenassociation? Sie war nicht so seltsam, als sie Ihnen erscheinen mag.

An dem Tage, da der Grundstein zum Theater feierlich gelegt wurde, setzte ich mich mit den bedeutendern auswärtigen Theaterjournalen in Verbindung, indem ich mich, Bezug nehmend auf meine frühere journalistische Thätigkeit, zu Referaten über das neue Theater anbot, und an dem Tage, da die Beleuchtungsprobe in dem wie durch ein Wunder rasch hingestellten Musentempel vor sich ging, richtete ich an den Theaterdirector im Hinweis auf meine Verbindung mit den Theaterzeitungen mein Gesuch um Gewährung eines Freibillets. Dies hatte natürlich keinen Anstand, und an dem Tage endlich, da mit Festouvertüre und Festvorstellung das Institut glänzend eröffnet wurde, saß der Handschuhfabrikant Breitsam vergnügt und zufrieden wieder als Reporter im Parquet."

„Sie glaubten", fiel ich fragend ein, „durch Ihre journalistische Thätigkeit sich das Einkommen zu sichern, das Ihnen Ihr Geschäft versagte?"

„Nein", rief Doctor Breitsam, „das glaubte ich nicht! Ueberhaupt, journalistische Thätigkeit — Einkommen — Sicherheit — wie reimt sich das zusammen?

Ich benutzte meine Stellung nur als Mittel, den Boden, den ich unter meinen Füßen schwanken spürte, neu zu befestigen."

„Ich verstehe", sagte ich.

„Ich richtete meine ersten Referate über das neue Theater so ein, daß sie geeignet waren, Aufsehen unter dessen Mitgliedern und je nach dem guten oder schlechten Gewissen, das die einzelnen hatten, Furcht oder Freude zu erregen. Ich wußte, daß man von meinen Berichten sprechen werde, und hatte es unter der Hand zu verbreiten gewußt, daß ich der Verfasser sei, wenngleich ich öffentlich die Autorschaft mit Bestimmtheit zurückwies. Nach kurzer Zeit ließ ich wieder einige geharnischte Kritiken los, in denen ich nur die tüchtigsten Kräfte des Theaters mit Angriffen verschonte, nicht ohne bei günstiger Gelegenheit durch ein Lächeln oder durch eine unbestimmte Antwort zugegeben zu haben, daß die vielbesprochenen Berichte doch von mir herrühren könnten. Und da ich sah, daß diese die gewünschte Wirkung gehabt hatten und wie eine Bombe eingeschlagen waren, führte ich den Hauptschlag, indem ich in allen Zeitungen der Stadt Annoncen erscheinen ließ, die mein junges Geschäft dem Wohlwollen des Publikums empfahlen. „Handschuhe, Handschuhe, Handschuhe von Joseph Breitsam" las man in allen Blättern, an

allen Ecken der Stadt. Das zündete. Schon am nächsten Morgen erschien die erste Soubrette des Theaters, um bei mir einzukaufen, nachmittags stellten sich die beiden Lokalkomiker ein, ihrem plötzlich eingetretenen Bedürfnisse an Handschuhen abzuhelfen, am zweiten Tage erschien die Liebhaberin, der Heldendarsteller, der Intriguant, und am dritten sah ich fast den ganzen Laden vom Ballet, vom Chor und von der Schaar der Figurantinnen belagert, zwischen denen sich mit Mühe der Regisseur und der Musikdirector durchdrängten, mir das Maß für ihre handschuhbedürftigen Hände zuzurufen. Am vierten Tage war mein nicht unbedeutendes Lager ausverkauft, ich hatte kaum Zeit, alle die gemachten Bestellungen zu befriedigen, ich verdoppelte die Zahl der Näherinnen, schaffte mir einen Lehrjungen an und bin jetzt, wie Sie sehen, ein gemachter Mann."

Doctor Breitsam hatte geendet und schien sich an dem Erstaunen, das offenbar meine Züge trugen, sichtlich zu weiden. Ich dachte daran, mit welchem Ernste ich bisher alle Berichterstattungen in den Theaterjournalen gelesen, denn nie war mir eine Pflicht höher und heiliger erschienen als die einer unparteiischen Kritik, und nun hörte ich aus dem eigenen Munde eines Mannes vom Fach, nach welchem Maßstabe er die Leistungen der Theatermitglieder beurtheilte. Nach

ihrem Handschuhbedarf! Fürwahr, die Sache wäre unendlich lächerlich gewesen, wenn sie nicht auch wenigstens in meinen Augen ihre gar sehr ernste Seite gehabt hätte.

Ich sprang auf, ich verachtete den Menschen, der mir noch dazu alles das mit einer an Beleidigung grenzenden Offenheit erzählt hatte.

Ich machte aus meiner Ansicht kein Hehl, wenn ich sie auch nicht so derb aussprach, als wohl am Platze gewesen wäre.

Doctor Breitsam setzte zuerst in aller Gemüthsruhe die Cigarre wieder in Brand, die ihm während des Erzählens ausgegangen war, und lachte mir dann in das Gesicht.

„Lieber Freund, das verstehen Sie nicht", sagte er. „Lernen Sie erst das Leben kennen, wie es in seiner Wirklichkeit ist, und dann urtheilen Sie. Uebrigens, die Leutchen wollen es nicht anders. Zwinge ich Jemand, bei mir seine Handschuhe zu kaufen? Nein, sie kommen von selber. Soll ich sie abweisen? Oder soll ich sie fragen, aus welchem Grunde sie bei mir kaufen? Das wäre doch der ausgeprägteste Unsinn! Also mögen sie kommen. Lieber Herr, man muß die Menschen immer so behandeln, wie sie es sich gefallen lassen."

„Fräulein Marion kauft auch bei Ihnen?"

„Nummer $4^1/_2$, die kleinste Nummer, die ich habe. Der Absatz, den ich durch meine Verbindung nach außen habe, ist übrigens mindestens ebenso stark als der in loco."

„Wie machen Sie das?"

„Ich? Ich thue in dieser Beziehung gar nichts. Aber fast jede Woche stellen sich bei mir Schauspieler von fremden Theatern ein, die hier gastiren möchten. Sie werden an mich empfohlen, und Sie würden, wenn ich Ihnen ein Verzeichniß dieser Passanten geben wollte, die bedeutendsten Namen Deutschlands darunter finden. Diese verlassen mich natürlich nicht, ohne auch in die Reihe meiner Kunden eingetreten zu sein, und denken sie gar daran, über kurz oder lang ein Engagement hier zu suchen oder ihr Gastspiel später einmal zu wiederholen, so verfehlen sie nicht, sich durch Bestellungen von Zeit zu Zeit in meine Erinnerung zurückzurufen."

„Sie sind ein bewundernswerther Kopf", sagte ich und wollte gehen. Ich hatte genug.

Doctor Breitsam hielt mich noch einen Augenblick zurück; er gab mir die Hand.

„Sie werden", sagte er, „hoffentlich nicht im Grolle von mir scheiden. Ich habe Sie liebgewonnen und ich wünschte noch recht oft Ihnen zu begegnen. Sollte

meine Offenheit mir bei Ihnen schaden? Ich hätte ja auch schweigen und es ruhig abwarten können, ob es Ihnen gelingen werde, in alle diese Verhältnisse, die ich unaufgefordert Ihnen bloßlegte, einzudringen. Offenheit verdient aber, meine ich, immer Dank. Ich will noch offener sein, ich will Ihnen sogar gestehen, daß ich selbst nicht Alles, was ich thue, entschuldigen möchte, oder daß ich es wenigstens lieber ungethan wissen möchte. Es ist mir nie eingefallen, mich als einen Tugendspiegel hinzustellen, und so bin ich ehrlicher als viele Andere, die sich dafür auszugeben den Muth haben und es weniger sind als ich. Aber um eins bitte ich Sie: glauben Sie mir, daß das Leben schwer und sein Kampf hart ist. Glauben Sie mir, daß es nur wenige Glückliche gibt, die ungezwungen und unberührt vom Schmuze, der uns Andern anklebt, über dieses Dasein hinwegkommen; und darum muß man auch milder und nachsichtiger über seine Mitmenschen urtheilen lernen, als man vielleicht in manchen Fällen berechtigt zu sein glaubt."

Ich sah dem würdigen Doctor ins Gesicht, wie weit es ihm mit diesem moralischen Wischwasch Ernst sein möge. Aber aus seinen Augen war nichts zu erkennen; das eine, das sicher auf mich gerichtet war,

blickte in die Ecke des Zimmers, und das andere war von dem eingekniffenen Lorgnon ganz zugedeckt.

Und doch konnte er mich nicht täuschen! Diese biedere, ehrliche Miene stand zu sehr im Gegensatze zu seinen Handlungen. Er war ein vollendeter Heuchler.

Er las vielleicht in mir, denn er schlug sogleich einen andern Ton an und rief:

„Und nun genug davon! Morgen gehen wir zur kleinen Marion, wie wir es ihr versprochen haben, und wenn ich Sie durch diese Gefälligkeit, die ich Ihnen erweise, nicht mit mir aussöhnen kann, dann sind Sie der langweiligste Philister, den die Welt je getragen. Adieu."

Er hatte Recht, ich ließ mich wirklich durch diesen Dienst mit ihm aussöhnen. Marion besuchen zu können, überwog alle 'andern Bedenken; Doctor Breitsam, so sagte ich mir vor, konnte ich ja als ein überflüssiges Werkzeug beiseite schieben, sobald ich seiner nicht mehr bedurfte.

Viertes Kapitel.

Marion wohnte in derjenigen Straße, in welcher die meisten ihrer Collegen und Colleginnen wohnten. Wie die Studenten, die Offiziere, der reiche Adel ihre besondern Viertel in der Stadt haben, so haben auch die Schauspieler in den meisten Städten ihr besonderes Quartier, in das sich nicht leicht ein Anderer verirrt. Dasselbe pflegt naturgemäß in der Nähe des Theaters zu sein, und es kann den dort spazieren Wandelnden leicht begegnen, daß aus dem Fenster des einen Stockwerks der Häuser eine durchdringende Stimme den Entschluß des dort memorirenden Intriguanten verkündet:

Und darum, weil ich nicht als ein Verliebter
Kann kürzen diese fein beredten Tage,
Bin ich gewillt, ein Bösewicht zu werden —

während auf der andern Seite Marquis Posa schwärmerisch ausruft:

O Königin, das Leben ist doch schön!

Dazu wird in der Ferne Klavier gespielt, werden Scalen gesungen, Triller geschlagen, Läufer geübt, und während sich in Donna Anna's glühende Rachearie das übermüthige ça, ça, ça, ça des Banditen mischt, ist es gewiß nur der Höhe der Fensterbrüstung oder dem Mangel eines geeigneten Fußbodens zuzuschreiben, wenn über derselben nicht zu gleicher Zeit der schmale Fuß der Tänzerin sichtbar wird, die ihre Kraft und Anmuth an die gewagtesten Pas und Entrechats vergeudet.

Ich hatte mich meiner Verabredung mit Doctor Breitsam gemäß um die Mittagszeit in der Theaterstraße eingefunden und mich eine Zeit lang an den mit feinem Geschmack und verschwenderischer Ausstattung von den Damen der Bühne zur Schau getragenen Wintertoiletten ergötzt, nicht minder an der weltverachtenden Miene, die der Darsteller des Hamlet auch auf der Straße beibehalten zu müssen glaubte, und an der kecken Zuversicht, mit der der muntere Liebhaber den vorübergehenden Mädchen unter die Schleier zu sehen für geboten fand.

Endlich ward auch Doctor Breitsam sichtbar.

Er versicherte durch Geschäfte abgehalten worden zu sein.

„Es geht schon stark auf zwei Uhr", sagte er, seine Uhr herausziehend, „die Kleine wird beim Essen sein indeß wollen wir unser Glück versuchen."

Wir gingen auf das Haus zu, in dessen zweitem Stock die Wohnung der Schauspielerin lag.

Ein nettes Kammermädchen öffnete uns.

„Grüß Gott, Lina", sagte mein Begleiter, den Hut leicht lüpfend, „ist es erlaubt?"

„Das Fräulein sind beim Speisen, der Herr Doctor sind jedoch, wie Sie wissen, immer willkommen."

Sie öffnete die nächste Thür, uns eintreten zu lassen, und verschwand wieder im Gange, vermuthlich, um uns anzumelden.

Es war unnöthig; denn wir waren kaum in den Salon, zu dem uns das Mädchen geführt hatte, eingetreten, als aus dem geöffneten Nebenzimmer die Stimme der Schauspielerin laut wurde:

„Nur herein, Doctor, ich habe Sie schon gehört. Sie kommen gerade recht."

„Das ist gescheidt, kleine Marion", anwortete Doctor Breitsam, und als ich hinter ihm eintrat, sah ich, daß Marion wirklich eben beim Essen saß.

Ich hielt es für passend, einige Entschuldigungen

vorzubringen, sie wurden aber in der muntersten Weise zurückgewiesen.

Doctor Breitsam hatte indessen sein Lorgnon in das linke Auge gekniffen und sich über den Tisch gebeugt, die in zierlichen Schüsseln und Platten aufgetragenen Speisen zu mustern.

Die Schauspielerin sprach noch mit mir fort, da nahm er in der gemüthlichsten Weise deren Gabel vom Teller und steckte sich ein Stück vom Fische, den sich jene eben vorgelegt hatte, in den Mund.

Er schmatzte mit den Lippen.

„Daran", rief er, „erkennt man doch gleich die Wienerin! Fesche Kleider, fesche Küche! Der Fisch ist delicat!"

Ich hätte dem unverschämten Burschen eins hinter die Ohren geben können.

Marion lachte.

„Die Herren haben noch nicht gespeist? Lina, noch zwei Couverts!"

Ich lehnte in der bestimmtesten Weise meine Theilnahme an dem Diner ab; Doctor Breitsam breitete die Serviette über seinen Schooß und war bald vollkommen mit der Aufgabe beschäftigt, welche die in reichlichem Maße vorhandenen Speisen ihm stellten.

Es war unschön, den Mann essen zu sehen.

„Ein Gläschen Wein werden Sie doch nicht verschmähen?“ sagte Marion zu mir.

Ich mußte mich fügen und stieß auf das Wohl der Schauspielerin an.

Diese hatte inzwischen ihr Diner geendigt, schob die Teller zurück und begann sich's in der Chaise longue, auf der sie Platz genommen hatte, bequem zu machen.

Sie lehnte sich in die Ecke zurück und zog ihre Füßchen hinauf.

Dabei schlug sie unten auf das Kleid, daß dieses keine verrätherischen Falten werfe, lachte über eine unpassende Bemerkung, die Doctor Breitsam bei dieser Gelegenheit seiner Beschäftigung abzugewinnen für gut fand, und setzte dann in der unbefangensten Weise ihr Gespräch mit mir fort.

Sie war entzückend in ihrem Geplauder, wie in der ganzen Art, zu sein und sich zu geben. Die Freiheit, die sie sich nahm, über Manches, was uns Andern Convenienz und Sitte gebeut, graziös hinwegzuspringen, begeisterte mich. Manches, was sie that und was sie sagte, hätte an einer Andern mißfallen müssen, sie aber verstand in alle ihre Handlungen und Bewegungen eine Anmuth zu legen, der man Alles verzieh.

Wir sprachen natürlich vom Theater.

„Sie besuchen unsere Vorstellungen häufig?“ fragte mich die Schauspielerin.

Ich bejahte es.

„Doctor Wander“, rief Breitsam, „ist einer Ihrer begeistertsten Verehrer.“

„Sie übertreiben wieder“, lächelte sie und fuhr dann wieder zu mir gewendet fort:

„Ich habe Sie neulich, da mir Kalmus seinen boshaften Streich spielte, zum ersten Male im Parquet bemerkt.“

„Jetzt sitze ich schön in der Patsche“, unterbrach sie Breitsam.

„Wie so?“

„Ich habe Doctor Wander gesagt, daß Ihnen sein regelmäßiger Theaterbesuch schon längst aufgefallen sei.“

„Ah“, machte die Schauspielerin gedehnt.

„Sie haben also gelogen?“ fuhr ich gegen Breitsam auf.

„Was Sie schon wieder für garstige Ausdrücke gebrauchen!“ sagte dieser. „Wahrhaftig, am Ende muß ich Sie gar noch fordern. Aber ich bitte Sie, lassen Sie mich in Ruhe und stören Sie mir den Genuß nicht, welchen mir dieser vorzüglichste aller Weinpuddings bereitet.“

Damit scharrte er ruhig die Sauce in seinem Teller

zusammen und führte den fast überlaufenden Löffel zum Munde.

Nur die Anwesenheit Marion's brachte mich dahin, daß ich an mich hielt.

„Welchen Grund hatten Sie aber, diese Unwahrheit zu sagen?" fragte jene.

„Welchen Grund?" wiederholte der Gefragte und sah von seinem Teller auf. „Ich hatte die starke Vermuthung, daß mein ehrenwerther Freund in Sie verliebt sei, das interessirte mich und ich beschloß der Sache in der einfachsten Weise auf den Grund zu kommen. Ich fing von Ihnen zu sprechen an, und siehe, mein Freund Doctor Wander zeigte eine so glühende Verlegenheit, daß ich alsogleich erkennen mußte, wie wenig ich mich getäuscht habe."

„Mein Herr", brach ich jetzt los, „Sie fangen an unverschämt zu werden."

„Schon wieder so ein abscheuliches Wort!" schalt Doctor Breitsam. „Wenn Sie sich doch nur einmal diese Unarten abgewöhnen wollten!"

„Pst, pst!" beruhigte mich Marion. „Ich sehe, Sie kennen unsern Freund Doctor Breitsam noch zu wenig und ahnen nicht, wieviel wir alle von ihm zu ertragen und auszustehen haben. Wissen Sie übrigens, daß ich Grund hätte, Ihnen ernstlich böse zu sein?"

„Mir?“ fragte ich überrascht.

„Ja, Ihnen“, lachte Marion. „Habe ich Ihnen neulich abends nicht ganz freundlich von der Bühne zugewinkt?“

„Ja, das haben Sie“, bestätigte ich.

„Und Sie haben nicht einmal meinen Gruß erwidert!“

„Unerhört“, bemerkte Doctor Breitsam, mit einem Glase Wein, das er sich voll eingeschenkt hatte, den letzten Bissen hinunterspülend.

„Ich hatte nicht den Muth dazu“, entgegnete ich. „Ueberdies war ich doch in Zweifel, ob der Gruß wirklich mir gegolten habe.“

„Wem denn sonst?“ lachte die Schauspielerin wieder.

„Sie vergessen, kleine Marion“, nahm Doctor Breitsam das Wort, „daß Sie es mit einem Neuling in solchen Dingen, mit einem Neophyten zu thun haben, den Sie mit Ihren Grüßen von der Bühne nur recht erschrecken. Ich wette, daß er blutroth im Gesicht geworden ist, schnell auf die Seite gesehen und verlegen und klopfenden Herzens im ganzen Hause umhergeblickt hat, ob nicht das ganze Publikum den merkwürdigen Vorgang bemerkt hat. Ich kenne das, es ging mir früher auch so.“

Doctor Breitsam hatte Recht, ich war wirklich über alle Maßen verlegen geworden und hatte mich gescheut, während des ganzen Abends wieder dem Blick Marion's zu begegnen.

Doctor Breitsam hatte inzwischen, nachdem er sich sorgsam und behaglich den Mund abgewischt hatte, die Serviette weggelegt und langte nun in seine Rocktasche.

„Kleine Marion", sagte er, „ich bin überzeugt, daß Sie nach so vorzüglichem Diner für einen nicht minder vorzüglichen Mokka Sorge getragen haben, und werden mir deshalb erlauben, eine Cigarre anzuzünden."

Damit brachte er ein Cigarrenetui zum Vorschein.

„Nein", sagte Marion, „das werde ich Ihnen nicht erlauben."

„Die Cigarre ist mir Bedürfniß."

„Ich bedauere, in meiner Wohnung wird nicht geraucht."

„Aber, kleine Marion —"

„Ihr Bitten ist umsonst, Sie wissen, was ich mir einmal in den Kopf gesetzt habe, geschieht."

„Sie sind ein launisches Kind."

„Mag sein", versetzte Marion und fügte dann mehr ernsthaft bei: „Sie nehmen sich immer mehr heraus, lieber Doctor; wer weiß, wo das noch aufhören würde."

Doctor Breitsam ward verdrießlich.

Mit mürrischer Miene steckte er sein Etui wieder ein. Dann stand er auf und sagte, er habe vergessen, daß er sich in einem Kaffeehaus ein Rendezvous gegeben.

„Wenn der Umstand, daß Sie hier Ihre Cigarre entbehren sollen, Sie vertreibt", sagte Marion, „dann will ich Sie auch nicht aufhalten, lieber Doctor."

Wir gingen, und Marion bat mich in der herzlichsten Art, recht bald wiederzukommen.

Ihr Abschied von Doctor Breitsam war ziemlich kühl.

„Ein närrisches Mädchen, diese kleine Marion", lachte mein Begleiter auf der Stiege. „Aber ein reizendes Ding, ein Prachtkerl! Apropos, warum haben Sie die Einladung zum Essen nicht angenommen?"

„Ich hielt es für unpassend", sagte ich trocken.

„Sie sind ein unpraktischer Mensch. Was haben Sie gewonnen? Nichts, als daß Sie jetzt in eine Restauration gehen und dort für theures Geld aufgeräumte Ueberreste hinnehmen müssen. Ich habe mit diesem Besuch mindestens einen Thaler profitirt."

„Von Ihrem Standpunkt aus haben Sie Recht", sagte ich. „Und nun adieu, ich gehe in einer andern Richtung."

Ich hatte das Bedürfniß, mich von Doctor Breit-

sam zu trennen, der einen immer abstoßendern Eindruck auf mich machte, ich wollte allein sein.

Natürlich kam mir das Mädchen nun gar nicht mehr aus dem Kopfe; weniger als je versäumte ich das Theater und bemerkte wohl, daß der erste Blick Marion's, wenn sie auftrat, immer in die Ecke fiel, wo ich stand. Wenn sie konnte, nickte sie mir unmerklich zu, und als ich das erste Mal den Muth faßte, ihren Gruß durch ein gleiches leises Nicken zu erwidern, lachte sie und schien große Freude an den Fortschritten zu haben, die ich in dieser geheimnißvollen Sprache entwickelte. Doctor Breitsam suchte ich zu vermeiden, was mir freilich selten gelang, und so lernte ich allmälig seinen Umgang wie eine Last, die man nicht abschütteln kann, ertragen.

Nach einigen Tagen suchte ich die Schauspielerin allein auf, ohne Doctor Breitsam etwas davon zu sagen.

Ich traf sie zu Hause, und es schien ihr lieb zu sein, daß ich meinen Besuch sobald wiederholte.

Sie war in einer einfachen und doch geschmackvollen Haustoilette. Als Schauspielerin war ihr die Kunst, sich mit wenigen Mitteln zu schmücken, eine geläufige. Mit den einfachsten Dingen verstand sie ihre Schönheit, ihr Haar, ihre Gestalt zu heben. Oft war

es nur ein Band, das ihr einen neuen Reiz, oft nur eine kleine seidene Schürze, die ihr einen leichten Anstrich von Koketterie und dem Wunsche zu gefallen Ausdruck gab.

Sie hatte mir im Salon Platz angeboten.

Derselbe war in der glänzendsten Weise möblirt, ohne schwerfällig oder überladen zu erscheinen. Links von der Thür, durch die man eintrat, stand das Sopha, vor ihm ein mit Albums und ähnlichen Spielereien bedeckter Tisch. Die Fauteuils, das Sopha, die Stühle waren mit schwerem grünen Sammt überzogen. Rechts von der Thür stand ein Wiener Flügel mit zierlich gesticktem Notenbehälter. Die eine Ecke vorn war durch einen großen reich vergoldeten Spiegel, unter dem sich ein Schmuckkasten befand, ausgefüllt, die andere mit einem großen Glasschrank, der zum Aufbewahren des Silberzeugs diente. Das mittlere der drei mit schweren, bis zum Boden reichenden Vorhängen verhüllten Fenster war durch einen großen blütenbedeckten Blumentisch verstellt, in dessen Mitte sich Bradier's reizende Bacchantin erhob, in den Nischen der beiden andern standen gestickte Dreifüße, die zum Betrachten der Straße und der vor den Fenstern sich ausdehnenden Anlagen einluden. Der Porzellanofen endlich war oben in seiner ganzen Breite mit einer Unmasse alter, vertrock-

neter und bestaubter Blumenbouquets belastet — stummer Zeugen ebenso vieler Triumphe — während die Wände mit Portraits ausgezeichneter und berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen geschmückt waren. Viele dieser sorgfältig und mit Geschmack eingerahmten Bildnisse trugen unten die eigenhändige Widmung der Geber.

„Sie sind reizend eingerichtet", sagte ich, nachdem ich meine Musterung geendet.

„Ich pflege, wenn ich nicht beschäftigt bin, meine Zeit meist zu Hause zuzubringen und liebe es darum, die Räume, in denen ich mich aufhalten muß, bequem und comfortable zu haben."

„Daß der Spiegel dort in der Ecke hängt, habe ich in Erfahrung gebracht, ohne ihn gesehen zu haben."

„Wie das?" lachte Marion. „Sie mußten ihn ja bei Ihrem neulichen Besuche bemerken."

„Nein, ich bemerkte ihn wirklich nicht; aber als Sie gestern nachts vom Theater nach Hause gingen, folgte ich Ihnen und sah dann noch von der Straße aus, wie Sie das Licht hier auf den Schmucktisch stellten und sich vor dem Spiegel die durch die Kapuze zerrütteten Locken in Ordnung brachten."

Marion erröthete. Das stand ihr außerordentlich gut.

„Wann", rief sie, „ist man denn eigentlich vor Euch Männern sicher?"

Sie stand dann auf, mir die übrigen Räume ihrer Wohnung zu zeigen.

„Hier ist mein Schlafzimmer", sagte sie und öffnete die dem Eingang zum Speisezimmer gegenüberliegende Thür.

Ich warf einen raschen Blick in das durch die rothen Vorhänge mit einem heimlichen Dunkel erfüllte Gemach. Toilettentische, Kommode, Schränke, bis zum Boden reichende Ankleidespiegel nahmen den Raum ein; Alles war mit verschwenderischem Luxus ausgestattet. Im Hintergrunde stand das mit seidenen Decken zugezogene Bett, vor ihm ein niedriger lederner Lehnstuhl, in dessen Ecke eine zierliche Stiefelette lag, während die andere unter dem Bette hervorguckte. Die Luft war mit allen möglichen Odeurs und Parfüms gefüllt. Von der Decke in der Mitte des Zimmers hing eine rothe Krystalllampe herab.

„Ich kann nicht im Dunkel schlafen", sagte Marion. „Wenn ich hier die Lampe anzünde, sieht es in dem Zimmer wie in einer Kapelle aus."

„In der Sie die Heilige sind", fiel ich ein.

Wir traten in den Salon zurück, und Marion führte mich in das Speisezimmer.

Wie ich schon das letzte Mal bemerkt hatte, war die ganze Länge desselben auf einer Seite von bis an die Decke reichenden Schränken aus Nußbaumholz eingenommen.

Marion öffnete einen derselben.

„Das ist mein eigentlicher Reichthum", sagte sie.

Die Schränke waren mit einer glänzenden Garderobe angefüllt.

Sie nahm einzelne Stücke heraus und sagte mir, in welchen Rollen sie dieselben trage. Sie befragte mich um meinen Geschmack, sie wollte sogar in einem besondern Falle meinen Rath haben.

Ich gestand, in solchen Dingen ein vollständiger Laie zu sein.

Sie lachte mich aus und meinte, ich sei bei ihr gerade in die rechte Schule gekommen. Sie sagte mir voraus, daß, wenn ich meine Besuche fleißig wiederholen würde, sie mit mir viel über die Toilette sprechen werde; Alles, was mit dieser zusammenhänge, bilde nun einmal für sie eins der wichtigsten Momente. Ich solle ihr übrigens, bat sie, darum nicht böse werden oder gar ausbleiben, und wenn sie nur erst meine schwache Seite errathen habe, dann wolle sie auch so viel mit mir darüber plaudern, daß ich sie gewiß loben würde.

Sie sagte das Alles mit bezaubernder Anmuth in Wort und Blick; jedes neue Lächeln, das ihren kleinen Mund umspielte, legte eine neue Fessel um mich.

Wir blieben im Speisezimmer, und sie nahm auf der Chaise longue Platz, wo sie ihre Füßchen gerade wieder hinaufzog wie das erste Mal. Ich setzte mich ihr gegenüber auf einen Rohrstuhl.

Sie erzählte mir von ihren Verhältnissen. Sie sagte mir, daß ihre Mutter in Ungarn, ihr Vater in Wien lebe. Ich wurde aus ihren Familienbeziehungen nicht ganz klug, denn ich scheute mich, sie weiter mit Fragen zu belästigen, und gab mich zufrieden mit dem, was sie mir mitzutheilen für gut fand. Ihr Vater unterstützte sie aufs reichlichste. Sie hatte, sagte sie mir, nicht nothwendig, von der Kunst zu leben, aber eine mächtige Leidenschaft für das Theater hatte sie auf die Bühne geführt. Sie dachte nicht daran, diese zu verlassen; sie war ehrgeizig, und ihr Sinn verlangte immer neue Aufregungen. Dabei war sie, wenn es ihr gerade einfiel, prachtliebend, verschwenderisch. Jetzt kannte sie keinen Wunsch, den sie mit der Fülle ihrer Mittel sich nicht hätte erlauben dürfen. Darum konnte sie nach keiner Aenderung lüstern sein; sollte sie jemals heirathen, so mußte ein Mann kommen, der ihr noch Glänzenderes bot, als sie schon hatte. Herabzusteigen,

zu entsagen sei ihr nicht möglich, versicherte sie mir, selbst nicht aus Liebe.

Sie plauderte alle diese Dinge mit einer muntern Offenheit heraus, und es war eine Freude, zuzuhören.

Da wurde Besuch gemeldet; ein Baron trat ein, dessen Namen Rosenstein war, ein älterer Herr und, wie es schien, ein Jude. Ich erhob mich zu gehen, um so rascher, als ich in der Art, wie der Kommende die Schauspielerin begrüßte, eine gewisse Vertraulichkeit bemerken wollte.

Marion machte keinen Versuch, mich zum Bleiben zu bewegen.

Das verdroß mich, denn ich sagte mir, ich sei plötzlich überflüssig geworden.

Ich stand schon unter der Thür, als sie mich bat, sie am nächsten Morgen in der Probe zu besuchen.

„Ist mir das erlaubt?“ fragte ich.

„Bah“, antwortete sie, „fragen Sie nur nach mir.“

Damit reichte sie mir die Hand, und ich spürte einen leichten Druck, während ihr Auge an dem meinen hing.

Ich ging, nachdem ich mich noch über die hochmüthige, bäurisch-vornehme Art geärgert hatte, mit welcher der Baron meinen Gruß erwiderte.

Als ich am nächsten Morgen meinem Versprechen

gemäß die Schauspielerin aufsuchte, öffnete ich eine der Thüren, durch welche sie damals herausgetreten war, hatte ein paar Staffeln zu steigen und stand nun wirklich auf der Bühne, stand auf den Brettern selbst, welche die Welt bedeuten sollen und die doch durch das Wenige schon, was ich von ihnen gesehen und erfahren, so viel in meinen Augen verloren hatten.

Ich stand bei einer der hintersten Coulissen, umgeben von einer Dunkelheit, an die sich das Auge erst gewöhnen mußte. Das Licht fiel zwar hinten voll und hell durch haushohe Fenster herein, wurde aber auf seinem Wege allenthalben durch die riesigen Seitencoulissen und die Schlußcoulissen aufgehalten, die vom Schnürboden, der sich über mir in schwindelnder Höhe ausdehnte, bis auf den Boden herabfielen. Ich that einen erstaunten Blick in dieses scheinbare Chaos von Maschinen, Gerüsten, Stricken, Holz- und Sparrenwerk, das mich oben und zur Seite umgab. Auf schmalem Geländer waren Arbeiter auf den höchsten Gallerien beschäftigt mit Zange und Hammer, mit Farbe und Pinsel, und ein einfacher Flaschenzug vermittelte mit ungemeiner Schnelligkeit den Verkehr von Stockwerk zu Stockwerk.

Einige Schauspieler standen plaudernd wenige Schritte von mir.

Ich näherte mich ihnen und fragte nach Marion.

Sie sei eben beschäftigt, bekam ich zur Antwort; doch werde sie gleich abtreten. Wenn ich bis zur ersten Coulisse vorgehen wollte, würde ich sie sehen und mich ihr bemerklich machen können.

Ich schlich mich leise zur bezeichneten Stelle vor und hatte nun einen freien Blick auf die Bühne hinaus, vor der der ganze Zuschauerraum in dunkle Nacht begraben lag. Ich sah auch Marion, die eben spielte.

Sie bemerkte mich gleich und nickte mir unbefangen zu.

Wohl schritten einige Schauspieler und neugierige Damen mich musternd an mir vorbei, ich hielt aber, wenn auch klopfenden Herzens, Stand und wartete, bis die Scene zu Ende gespielt war.

Marion hatte im folgenden Acte fast gar nichts zu thun, sie setzte sich deshalb zu mir an einen Tisch, der zwischen der ersten und zweiten Coulisse stand, und begann mit mir zu plaudern. Wir hatten dabei die Bühne, auf welcher die Probe unter Leitung des Regisseurs ihren Fortgang nahm, vor uns und ich fand diese Art von Unterhaltung voll Reiz und angenehm.

Marion nahm Gelegenheit, mich dem Director vorzustellen, der eben vorüberging, und ebenso wurde ich

mit mehreren andern Mitgliedern der Gesellschaft bekannt. Auf der andern Seite der Bühne zwischen der zweiten und dritten Coulisse zeigte sie mir die Ameyer und Freund Kalmus, die, wie mir nicht entging, uns keinen Augenblick unbeachtet ließen. Die Ameyer war nicht hübsch, auch nicht mehr ganz jung und verlor am meisten durch den mißmuthigen, verbitterten Ausdruck, der ihrem Gesicht eingeprägt war.

Ich konnte es nicht erwarten, Marion zu fragen, welche Bewandtniß es mit dem Besuch habe, den ich Tags zuvor bei ihr getroffen.

Sie lachte.

„Ich habe es Ihnen wohl angesehen", sagte sie, „daß er keinen sonderlich angenehmen Eindruck auf Sie gemacht. Ich mag ihn auch nicht leiden; da ich aber durch meinen Vater an ihn empfohlen bin und er zudem in der gefälligsten Weise die Abwickelung meiner Geldschäfte übernommen hat, so muß ich ein Auge zudrücken und ihn empfangen, wenn es ihm eben einfällt, mich zu besuchen."

„Er stellte sich sehr vertraut gegen Sie", sagte ich.

„Leider, leider", seufzte Marion. „Das ist ja das Unglück einer Schauspielerin, daß sie den Männern gegenüber fortwährend auf dem Kriegsfuße stehen muß. Wer glaubt nicht gerade bei einer Künstlerin

sich Alles erlauben zu dürfen? Dabei ist sie schutzlos, ohne Beistand, lediglich auf sich selbst angewiesen und kommt auf diese Weise nie aus der Kriegsbereitschaft heraus."

„Ach, man sagt, daß die Damen vom Theater gern Frieden schließen!"

„Sagt man? Wirklich? Sie sind abscheulich."

„Zürnen Sie nicht, schöne Marion", bat ich.

„Verdanken Sie diese menschenfreundliche Anschauung vielleicht Ihrem Freunde, dem Doctor Breitsam? Glauben Sie ihm nicht Alles; es sind nicht alle Dinge und nicht alle Menschen so, wie er sich einbildet."

„Ich habe", bemerkte ich, „mit Doctor Breitsam noch nie über diesen Punkt gesprochen; ich vermeide es überhaupt, mit ihm über Gegenstände zu sprechen, in denen ich ihn für minder rücksichtsvoll und zartfühlend halte, als man sein sollte."

„Sie thun recht daran", fiel Marion ein; „Doctor Breitsam ist ohnehin kein Umgang für Sie."

„Das sagen Sie mir, Fräulein? fragte ich erstaunt.

„Es ist vielleicht unrecht", entgegnete die Schauspielerin, „daß ich so von Doctor Breitsam spreche, der Sie doch bei mir eingeführt hat. Indeß — ich habe

meine Gründe, ich kenne den Mann und weiß, wie man mit ihm umgehen muß."

„Und doch geht er so häufig bei Ihnen ein und aus?" fragte ich wieder.

„Muß ich's nicht ertragen?" rief die Schauspielerin. „Hänge ich nicht von ihm ab? Kann er mir nicht durch seine Verbindungen außerordentlich schaden? Bin ich schuld daran, daß er sich bei mir nicht zufrieden gibt, wenn ich ihm jährlich für sechzig oder siebzig Thaler Handschuhe abkaufe? Der würdige Mann hat es sich einmal in den Kopf gesetzt, mir die Ehre seines Umgangs und seiner Besuche zu gönnen — ich muß es mir gefallen lassen. Aus Klugheit; daran ist nichts zu ändern. Lieber Herr, Sie kennen die Bitterkeiten und Unannehmlichkeiten unseres Standes noch nicht. Wir sind in vielen Fällen Sklaven, wo wir Herrinnen, erniedrigt, wo wir angebetet scheinen. Glauben Sie mir das. Sie werden noch mancherlei Leute bei mir kennen lernen, die meine Wohnung stürmen, aus purer Schwärmerei für die Kunst. So sagen sie, und ich widerspreche nicht. Lassen Sie sich derlei Begegnungen nicht verdrießen. Denken Sie daran, warum ich mich mit Doctor Breitsam nicht überwerfen darf — in keinem Stande hat man Freunde nothwendiger als in unserem."

Ich schwieg, dann sagte ich leiser:

„Und sollte es Keinem noch gelungen sein, aus einem Freunde —“

In diesem Augenblick gab der herantretende Inspicient der Schauspielerin das Stichwort. Sie mußte auftreten und lachte.

„Das mag Ihnen ein Zeichen sein“, sagte sie, „daß Sie im Begriffe waren, zu viel zu fragen.“

Dann bat sie mich noch das Ende des Aufzugs abzuwarten, damit ich sie nach Schluß der Probe nach Hause begleiten könne.

Ich that nach ihrem Wunsche, und wenn ich aufrichtig sein soll, konnte ich mich nicht ganz eines Gefühls der Eitelkeit erwehren, als mir die schöne, gefeierte Schauspielerin gestattete, neben ihr durch die Straßen zu gehen.

Ich besuchte sie von dieser Zeit an wöchentlich drei- oder viermal, meist allein, bisweilen in Begleitung des Doctor Breitsam, den ich nicht mehr abzuschütteln vermochte. Ich hatte dabei Marion den Vorschlag gemacht, dann und wann zusammen etwas von unsern klassischen oder von unsern neuen Poeten zu lesen, und sie war gern darauf eingegangen. An den übrigen Tagen begegnete ich ihr gelegentlich der Proben im Theater, sodaß auf diese Weise wirklich kein Tag

verging, ohne daß wir uns sprachen. Es war mir zum Bedürfniß geworden, und Marion versicherte mir das ihrerseits in gleicher Weise. Sie that das, ohne daß ich daraus für mich eine Hoffnung auf eine intimere Annäherung schöpfen konnte. Sie bevorzugte mich, ohne daß ich mir ein Recht daraus zu machen wagte. Dennoch gewann ich allmälig gegenüber den vielen andern Besuchen, die sie empfing, ein Gefühl der Sicherheit. Ich hielt keinen derselben für gefährlich, ja mit Marion selbst machte ich mich über die Bouquets lustig, die täglich von kühnen wie zaghaften Verehrern abgegeben wurden, und setzte etwas darein, daß nie einer der vielen Sträuße, welche in den Zimmern umherstanden, von meiner Hand herrührte. Ich brachte ihr dann und wann eine Kleinigkeit, irgend einen Modeartikel, der gerade aufkam, aber Alles das hatte keinen Geldwerth und sollte auch keinen haben. Ich war im Verhältniß zu dem, was ich hätte ausgeben können, geizig, doch nur aus Stolz; ich wollte nicht bestechen. Widerwärtig war es mir nur, dem jüdischen Baron Rosenstein zu begegnen, und daß mir zuweilen auch Doctor Breitsam lästig fiel, will ich nicht leugnen. Gegen den erstern hatte ich ein tiefes Gefühl der Abneigung wegen der vielen Vertraulichkeiten, die er sich zu gestatten Lust hatte

und denen er ein gewisses väterliches Wohlwollen unterzulegen suchte; der Andere schien mir unzuverlässig und wie einer, der sich trotz der fast beleidigenden Offenheit in vielen Dingen doch nicht gern in alle Karten schauen läßt.

Fünftes Kapitel.

So verging eine Zeit, es war Frühling geworden und begann Sommer zu werden. Ich wurde ungeduldig; meine Leidenschaft wuchs von Tag zu Tag, sie beherrschte mich mehr und mehr, und wenn auch Marion nichts that, was mich eigentlich hätte entmuthigen können, so wagte ich doch kein entscheidendes Wort zu sprechen. Ich kam mir nachgerade lächerlich vor. Alle Herren, welche die Schauspielerin besuchten, nahmen sich mehr heraus als ich; alle bewegten sich mit größerer Freiheit ihr gegenüber als ich, und warum sollten sie es auch nicht thun? Marion selbst ermunterte sie ja dazu. Bei ihnen war sie immer guter Laune, immer lustig, immer voll neuer Einfälle, von denen der eine toller war als der andere. Sie war ausgelassen und nahm

es nicht übel auf, wenn auch Andere ausgelassen waren. Das verdroß mich. Bei mir war sie ernster; es ist wahr, sie sprach dafür mit mir über Dinge, die sie mit ihren andern Besuchen unbesprochen ließ, und sprach dann in einem weichen, milden Tone, der gerade bei ihr rührte und mild stimmte. Aber das genügte mir nicht. Ich saß ihr steif, hölzern gegenüber, jedes ihrer Worte regte ein Meer in mir auf, und ich hätte ihr am liebsten um den Hals fallen mögen. Ich war unzufrieden mit mir und mit der Rolle, die ich spielte. Hatte Marion eine Ahnung davon?

Eines Nachmittags saß ich ihr wieder gegenüber im Speisezimmer, das Marion vorzog, weil es kleiner und heimlicher war als der Salon.

Sie erzählte mir Allerlei, aber ich war verstimmt und blieb einsilbig.

So war ich schon mehrere Tage gewesen, und immer war ich doch wiedergekommen, nur um das geliebte Mädchen zu sehen, nur um in ihre schönen blauen Augen blicken zu können.

Endlich sah Marion von der Arbeit, mit der sie sich mehr aus Spielerei beschäftigte, auf.

„Was ist Ihnen?" fragte sie. „Sie sind seit einiger Zeit in so eigenthümlicher Stimmung."

Jetzt hatte sie mir Gelegenheit gegeben, jetzt konnte

ich reden, jetzt konnte ich Alles sagen. Trotzdem wagte ich es nicht, und wie um meine Muthlosigkeit, die mich vor mir selbst beschämte, zu verbergen, stieß ich rauh und kurz heraus:

„Was mir fehlt? Nichts, nichts. Ich bin nur verdrießlich."

„Wie unartig", sagte Marion und beugte sich wieder zu der Stickerei, die ihr auf dem Schooße lag.

Ich schwieg hartnäckig; mein Auge hing nur verzehrend an der schönen Gestalt der Schauspielerin, und alle Qualen, die ich vorhin geschildert habe, stürmten mit neuer Macht auf mich ein.

Da begann Marion wieder:

„Warum aber sind Sie verdrießlich, lieber Freund? Haben Sie einen Grund, über mich zu klagen? Sie verstimmen auch mich, wenn ich Sie leiden sehe."

„Bah", spottete ich, „das wird nicht so schlimm sein, liebe Marion. Ich möchte viel lieber wissen, welche Freude Sie insgeheim darüber empfinden, einen so schmachtenden Seladon wie mich täglich zu Ihren Füßen zu sehen."

Marion erröthete. Dann zwang sie sich, heiter zu scheinen, und sagte lachend:

„Was meinen Sie damit?"

„Ich meine", fuhr ich aufgeregt fort, „daß ich Ihnen

gewiß lächerlich genug vorkomme, indem ich unbeirrt von all den Anbetern und Verehrern, die sich mit einer Flut von Geschenken und mit einem Schwall schöner Worte um Ihre Gunst bewerben, täglich zu Ihnen komme und, der schlichteste aller Ihrer Bewunderer, nicht müde werde, Sie anzusehen und nach einem freundlichen Blick Ihrer Augen zu haschen."

Nun war es heraus; sie aber sagte:

„Wie mögen Sie so von sich selber sprechen? Wie mögen Sie sich selbst so erniedrigen? Und wissen Sie denn wirklich nicht, wie gern ich Sie bei mir empfange?"

„Ach", entgegnete ich, ohne wirklich zu wissen, was ich sagte, „das haben Sie sicher schon vielen Ihrer Besucher sagen müssen. Ist es denn unmöglich, daß Sie den Umgang mit mir nicht auch für eine jener Lasten halten, die Ihr Stand mit sich bringt und von denen Sie mir schon gesprochen haben?"

„Das ist allerdings unmöglich", lachte Marion jetzt.

„Warum?" rief ich.

„Würde Ihnen denn", sagte die Schauspielerin fein, „ein gar so großer Gefallen geschehen, wenn ich die Möglichkeit zugeben würde? Aber ich kann es wirklich nicht, denn — offen gestanden — in dieser Richtung, wohlgemerkt, in dieser Richtung, welchen Nutzen habe

ich denn von Ihrem Kommen, oder vielmehr, welchen Nachtheil hätte ich denn von Ihrem Ausbleiben?"

„Ich bin Ihnen zu unbedeutend", rief ich verletzt. „In der That, Ihre Offenheit verdient alle Anerkennung."

„Sie haben es so haben wollen", entgegnete die Schauspielerin, nicht im geringsten außer Fassung gebracht, dann setzte sie hinzu:

„Und nun lassen Sie uns ein vernünftiges Wort reden. Es ist ja unnöthig, daß ich Ihnen erst die Versicherung gebe, welche Freude mir Ihre Besuche, Ihre täglichen Besuche machen. Freilich, Ihr Männer seid eitler als die Frauen und könnt Euch an solchen Versicherungen, die Eurer Selbstgefälligkeit schmeicheln, nicht satt hören. Also, ich wiederhole es: Sie sind mir täglich willkommen, und ich würde Sie vermissen, wenn es Ihnen plötzlich einfallen sollte, Ihre Besuche einzustellen. Sind Sie mit diesem Geständniß nicht zufrieden? Sie müssen es sein, und darum lassen Sie sich aus Allem, was Sie sonst auch hören und sehen mögen, keine unnöthigen Besorgnisse und Zweifel an mir erstehen. Sie wissen, daß ich Ihnen von Herzen gut bin, und daß es mir Genugthuung bereitet, Sie als meinen Freund zu kennen. Also schlagen Sie ein, darauf, daß wir gute Freunde bleiben."

Sie hielt mir ihre Hand hin und sah mich mit so gewinnendem Blicke an, daß es schwer gefallen wäre, zu widerstehen.

Ich hatte ihre lange Auseinandersetzung schweigend angehört. Vieles in ihr hatte mir unendlich wohlgethan, aber wie sie wieder und wieder von Freundschaft und von der Genugthuung sprach, die ihr das Bewußtsein der erstern gewähre, hatte es mir doch das Herz zusammengeschnürt. Das war nicht, was ich wollte.

„Also schlagen Sie ein", rief Marion wieder, und als sie mir so ins Auge sah, konnte ich nicht anders, ich mußte ihr die Hand geben.

Es zwang mich sogar, diese Hand zu küssen, was ich nie noch gethan hatte; aber sie zog sie rasch zurück. Es war gut, ich hätte sie mit Küssen bedeckt.

„Nein, nein", rief sie; „mir die Hand zu küssen, wie Doctor Breitsam thut, gestatte ich Ihnen nicht, und anders darf es unter Freunden nicht sein."

Ich erhob mich, um zu gehen; es wäre mir nicht möglich gewesen, in dieser Stimmung noch länger mit ihr zusammen zu bleiben. Ich hatte zwar nur sehr zurückhaltend und scheu von meiner Liebe gesprochen, aber, sagte ich mir, sie hatte mich doch verstanden und diese zurückgewiesen. Sie hatte mir ihre unveränderte Freundschaft dafür geboten. Ich wagte nicht weiter

zu sprechen, eine bange, schmerzliche Muthlosigkeit ergriff mich; es trieb mich fort, ja ich glaube, ich war in diesem Augenblick entschlossen, nicht mehr zu kommen.

„Apropos", sagte Marion, als ich schon unter der Thür stand, „das Paradies" — so nannte sich ein geselliger Verein von Künstlern, Schriftstellern und Schauspielern, dessen Mitglied ich war — „feiert ja heute Abend sein Stiftungsfest. Werden Sie hingehen?"

„Ich weiß noch nicht", sagte ich ausweichend.

„Thun Sie das", bat Marion, „und dann kommen Sie morgen recht bald, um mir davon zu erzählen."

Selbstverständlich war ich viel zu gedrückt und viel zu bewegt, als daß ich nach der rauschenden und übermüthigen Gesellschaft hätte Verlangen tragen sollen, die mich abends erwartete. Da ich jedoch ein Gedicht zugesagt hatte, das zur Erklärung eines Tableaus bestimmt war, und mein Ausbleiben in das Programm der Festlichkeiten leicht eine Störung hätte bringen können, so entschloß ich mich zuletzt doch, meinen Gram niederzukämpfen und wenigstens so lange zu verweilen, als meine Anwesenheit eben nothwendig war.

Den Rest der Nacht brachte ich in banger Sorge zu, und nicht am wenigsten bekümmerte mich die Frage, ob ich Marion wieder besuchen oder mit einem Mal der ganzen Sache ein Ende machen solle. Freundschaft

gegen Liebe? Die beiden Angebote waren zu ungleich. Und doch regte sich etwas in mir, was mir immer lebhafter zurief, meine gestrige Begegnung mit Marion nicht die letzte sein zu lassen.

Ich war noch unschlüssig, als mir die Schauspielerin am nächsten Mittag auf der Straße begegnete. Sie kam vom Theater.

Schon von weitem rief sie mir zu:

„Sie waren gestern im Paradies?"

Ich bestätigte es.

„Ich habe schon davon gehört", sagte sie. „Haben Sie sich gut unterhalten?"

Diese Frage verdroß mich, ohne daß ich ein Recht dazu hatte. Ich ärgerte mich jedoch darüber, daß sie mir zutraute, nach dem, was ich wenige Stunden vorher bei ihr erfahren, in der Kneipe ein Vergnügen finden zu können. Ich meinte sie strafen zu müssen und sagte in pikirtem Tone:

„Ob ich mich unterhalten habe? O ja; so gut man sich nur mit dem Bewußtsein, Ihre Freundschaft zu besitzen, unterhalten kann."

„Das ist schön von Ihnen", lachte sie. „Ich sehe, Sie werden schon vernünftiger. Heute Nachmittag also kommen Sie und erzählen mir."

Ich versicherte, daß ich meiner Zeit nicht ganz Herr

sei. Ich bin ans Lügen nicht gewöhnt und vielleicht sah sie mir darum die Unwahrheit an.

„Bah", sagte sie „das sind Ausreden. Kommen Sie nur, ich zähle bestimmt auf Sie, und zwar gleich nach dem Essen. Ich will sogar mit dem Kaffee auf Sie warten, und wenn Sie ganz brav sind, dürfen Sie auch eine Cigarre bei mir rauchen."

Das war eine Freiheit, die ich schon öfter bei ihr genossen hatte.

Ich sagte zu und fand mich zur bestimmten Stunde bei ihr ein. Ich war dazu gezwungen.

Marion war nie so schön gewesen als an jenem mir unvergeßlichen Nachmittage. Sie hatte nur einen weißen, faltigen Pudermantel übergeworfen, der die schlanken, vollen Formen verhüllte und doch verrieth. Ich wagte kaum sie anzusehen und hatte mir vorgenommen, meiner ganz Herr zu bleiben. Doch erzählte ich ziemlich ausführlich; ich wollte, um von nichts Anderem sprechen zu müssen, die Zeit damit ausfüllen und dann gehen.

Das konnte mir um so mehr gelingen, als Marion mich in jedem Augenblick unterbrach. Sie war in der besten Laune und liebte es, in solchen Stimmungen einen Dritten, der irgend eine Neuigkeit zum Besten

gab, fortwährend zu unterbrechen, indem sie alle möglichen und unmöglichen Fragen dazwischenwarf.

Eine solche Stimmung beherrschte sie heute, und es wäre jedem Andern als mir ein Vergnügen gewesen, dieses Feuerwerk von spaßigen, drolligen Einfällen, das sie zum Besten gab, zu bewundern.

Von dem Inhalte unseres gestrigen Gesprächs war keine Rede mehr.

Ich hatte meine Erzählung geendigt, als mich Marion schelmisch fragte:

„Warum erzählen Sie mir denn nichts von Ihrem Gedichte?"

„Von welchem sprechen Sie?" fragte ich.

„Verstellen Sie sich nicht! Ich spreche von dem Gedichte, das Sie gestern Abend vorgetragen haben."

„Ach, das ist nicht der Rede werth."

„Es soll außerordentlich gefallen haben, es soll das Beste von Allem gewesen sein."

„Wer Ihnen das sagte, hat sich einen unpassenden Scherz erlaubt."

„Nein, nein, ich habe in vollem Ernste davon gehört. Bitte, können Sie es nicht auswendig?"

„Das Gedicht?"

„Ja; tragen Sie es mir vor, ich möchte es gar gern hören."

„Sie sind kindisch, liebes Fräulein. Das Gedicht —"

„Ich vertrage keine Weigerung", rief Marion. „Wenn Sie es nicht auswendig können, haben Sie es gewiß in der Rocktasche. Also heraus damit!"

„Was denken Sie von mir?"

„Ein Poet trägt seine Gedichte immer mit sich herum."

„Ich bin kein Poet von Profession und Sie dürfen sich nur Glück wünschen, daß ich jener von Ihnen erwähnten Gewohnheit nicht huldige."

„Es ist überhaupt abscheulich von Ihnen", warf Marion ein, „daß Sie mir noch nie etwas von Ihren Versen gesagt haben."

„Im Gegentheil, es ist abscheulich von demjenigen gehandelt, der Ihnen die erste Mittheilung davon gemacht hat. Ich bin ja kein Poet, ich mache meine Verse zu meinem Vergnügen, und ich hoffe, die Nachwelt wird mir einmal dafür ein Denkmal setzen, daß ich sie mit meinen Versen verschont habe."

„Gut, lassen Sie mich darüber urtheilen. Sie müssen mir morgen ein Gedicht mitbringen, und zwar eines, das Sie erst noch machen. Ich will es haben."

„Goethe sagt zwar: Gebt Ihr Euch einmal für Poeten, so commandirt die Poesie — aber wie ich nun schon zum dritten Male sagen muß, ich bin kein Poet, also —"

„Kein also! Und damit Sie sehen, wie Ernst es mir ist, so sage ich Ihnen, daß Sie das Gedicht gleich jetzt machen müssen."

„Immer besser", rief ich, erheitert durch die kindischen Launen der Schauspielerin. „Haben Sie nicht vielleicht auch die Güte, mir das Thema aufzugeben?"

„Warum nicht?" rief Marion munter. „Machen Sie ein Gedicht an — nein", unterbrach Sie sich dann selbst, „das geht nicht, das darf ich Ihnen doch nicht selbst vorschreiben."

„Was meinen Sie?" fragte ich, obwohl ich sie errathen zu haben glaubte.

„Nein, nein, das kann ich Ihnen nicht sagen."

„Vielleicht", sagte ich, denn nun machte es mir Spaß, sie zu necken, „an den Mond?"

„Ach gar", sagte sie.

„Oder an Ihren Director?"

Sie gab keine Antwort.

„Oder an Sie?" sagte ich jetzt.

Da wurde sie roth im Gesicht und ihr Auge leuchtete und sie nickte mir schweigend zu.

„Hm", fuhr ich fort, „das wird schwer halten."

„Warum?" rief sie und schnellte mit dem Oberkörper von dem Divan in die Höhe, auf welchem sie ruhte.

„An eine Freundin?" sagte ich.

„Ja so", antwortete sie und sank, die Augen zu Boden geschlagen, wieder in die Ecke zurück.

„Wenn Sie mir Ihren Wunsch nur gestern ausgesprochen hätten!" fuhr ich unbarmherzig fort. „Gestern hätte ich mir vielleicht noch den Muth genommen, meine Verse an die Geliebte zu richten, aber heute, nach unserem Vertrag? Und an die Freundin? Das ist doch ein — wie soll ich nur sagen? — ein zu allgemeiner, zu neutraler Stoff!"

„So?" rief die Schauspielerin. „Und haben Sie mir nicht aus Ihrem Lieblingsdichter die Worte vorgelesen:

Ich aber weiß, was wenige Menschen glauben,
Daß wahre Freundschaft zarter ist als Liebe."

„Ich erinnere mich, Ihnen die Stelle vorgelesen zu haben, aber ich glaube nicht an die Wahrheit derselben."

„Sie sollen daran glauben", rief sie unwillig, „ich will es, oder halt — ich will in Einem nachgeben, geben Sie in dem Andern nach."

Mit diesen Worten sprang sie auf und eilte in den Salon, wo sie einen schon vorher von mir bewunderten Veilchenstrauß aus dem Glase vom Tische nahm.

„So", sagte sie und brach die in der Mitte der Veilchen prangende weiße Rose aus dem Strauß. „Hier nehmen Sie die Rose und — ja", fuhr sie stockend fort,

„wenn Sie sich auch dagegen sträuben, Poet genannt zu werden, solange Sie Verse machen, sind Sie doch Dichter und nehmen Ihre Phantasie in Anspruch. Bilden Sie sich also ein, Sie hätten die Rose von der Geliebten erhalten und müßten darauf mit einem Gedichte antworten. Das ist Alles nur eingebildet. Da Sie die Rose aber von mir empfangen, so ist das Gedicht, ob Sie wollen oder nicht, doch an mich gerichtet, und Sie haben mir, ohne unserem Vertrage untreu zu werden, meinen Wunsch erfüllt."

Sie hatte diese Worte vor mir stehend gesprochen und mir die Rose dabei hingehalten. Ihr Blick blieb auf die Blume in ihrer Hand gesenkt, und je länger sie sprach, ein desto lichteres Roth zog über ihre Wangen, bis wo die blonden Locken in das Angesicht hereinfielen.

Sie war entzückend schön. Ich nahm ihr die Rose aus der Hand und sagte:

„Sie sollen die Verse haben."

„Das ist herrlich", lachte sie jetzt wieder auf und holte Papier und Tinte herbei.

„So", sagte sie, „jetzt denken Sie nach, ich werde Sie nicht mehr stören."

Dann legte sie sich in die Chaise longue zurück, zog die Füßchen hinauf und hielt sich ganz ruhig, mich

nur immer, wie ich sann und schrieb, unverwandt betrachtend.

Nach einer Weile reichte ich ihr das Papier.

„Schon fertig?“ jubelte sie. „Lassen Sie mich sehen.“

Sie las:

Mir die Rose, Dir das Lied?
Schlimmern Tausch kannst Du kaum haben.
Doch wie Götterhand beschied,
Jeder gibt von seinen Gaben.

Du, da Deine Stirne mild
Lieb' und Lieblichkeit umschweben,
Gibst der Schönheit schönstes Bild
Und das frische volle Leben.

Aber ich, und säng' ich auch
Melodieen sondergleichen,
Würde nie der Rose Hauch,
Ihren Zauber nie erreichen.

Nur Dein Lob denn voll und rein
Will ich in die Verse gießen,
Wie von sonnenklarem Wein
Goldne Becher überfließen.

Nimm es hin, das kleine Lied,
Und so preis' ich meine Loose —
Jeder gibt, wie Gott beschied,
Ich das Lied und Du die Rose.

Ich hatte erwartet, daß sie, wenn ihr das Gedicht gefiele, in laute Freude ausbrechen würde; es kam aber anders.

„Wie schön“, sagte sie ganz ernst und reichte mir über den Tisch hinüber die Hand.

Es ward mir seltsam zu Muthe.

„Lassen Sie mich das Gedicht noch einmal lesen“, bat sie dann.

Sie las es still hin, den schönen Lockenkopf auf die kleine Hand gestützt.

Als sie geendet, sagte sie wieder:

„Sie glauben nicht, welche Freude Sie mir bereitet haben.“

Sie stand auf und kam zu mir herüber.

Sie faßte meine Hand.

„Wie soll ich Ihnen danken?“ sagte sie.

Ich wußte wahrhaftig nicht, was ich sagen sollte; ich hatte das Mädchen noch nie in so weicher Stimmung gesehen. Und das Alles wegen des Gedichts?

Ich schlang meinen Arm unwillkürlich um ihre Hüfte und sah sie schweigend an.

„Ich möchte Ihnen“, sagte sie dann leiser, „einen recht schönen Lohn dafür geben; aber“, fügte sie zögernd bei, „ich weiß ja nicht, ob Sie ihn wollen.“

„Marion“, rief ich, das Herz heißer Ahnung voll.

Und im selben Augenblick beugte sie sich zu mir herab, und ich fühlte ihre Lippen auf den meinigen ruhen.

Es war ein Moment.

Da hob sie schon wieder ihr erglühendes Haupt, und trunken vor Glück rief ich:

„Du liebst mich, Marion? Ich darf Dich lieben?"

Sie sank an meine Brust, und jubelnd vor Entzücken und Wonne drückte ich die blühende Gestalt des Mädchens in meine Arme.

Es begann für mich eine glückliche, frohe, wunderbar schöne Zeit.

In einer spätern ruhigen Stunde erzählte mir Marion, wie sie mich von Anfang an liebgewonnen und gerade deshalb gern gesehen und bevorzugt habe, weil ich ohne Ansprüche an sie herangetreten sei. Gerade meine Zurückhaltung sei es gewesen, die mir ihr Herz gewonnen, und da sie auch in mir die Leidenschaft heranreifen sah, und da sie ihrer selbst nicht mehr sicher zu sein fürchtete, so habe sie jenen Vertrag vorgeschlagen, der uns binden und doch wieder aus einander halten solle. Freilich sei ihre Klugheit nicht von langer Dauer gewesen, sie selbst habe sogar noch am nämlichen Tage sich unterstanden, einige Reue darüber zu empfinden, und jetzt, fügte sie lächelnd bei, glaube sie selbst, daß es nicht besser habe kommen können, als es gekommen sei, und jedenfalls sei es unziemlich wie unmöglich, den Beschlüssen der Götter entgegenarbeiten zu wollen.

Unser Geheimniß den Augen der Welt zu entziehen, verstand namentlich Marion vollkommen. Sie wußte mir die Nothwendigkeit des Geheimhaltens klar zu machen, und ich selbst war schon in dem Gedanken glücklich, nur ihre Liebe zu besitzen. Was kümmerte mich die Welt! Ich bewunderte Marion oft über die Art, wie sie jeden Argwohn zu zerstreuen, wie sie sich zu beherrschen und zu verstellen vermochte. Ich wäre einige Male in meiner Lebhaftigkeit unvorsichtig genug gewesen, mich und die Geliebte bloßzustellen. Marion brachte immer Alles wieder ins Gleis. Ich wunderte mich nicht darüber, sie war Schauspielerin, und es war ihre Kunst, die ihr dabei zu statten kam.

Ich sah mit Genugthuung, daß Marion bemüht war, die Besuche ihrer Verehrer zu vermindern; daß man sie nicht völlig abschneiden konnte, solange wir unser Verhältniß geheim hielten, begriff ich. Doch ließ sich Marion von jener Zeit an öfter verleugnen und gab dem und jenem wohl auch zu verstehen, daß es ihr lästig sei, so oft von seiner Gegenwart behelligt zu werden. Das wirkte selbst jenem geadelten Juden gegenüber, der mitunter sich nicht abgeneigt gezeigt hatte, aus der Besorgung der Geldgeschäfte Verpflichtungen der Schauspielerin gegen sich abzuleiten, und so waren wir denn wirklich die meiste Zeit allein und

glücklich im Bewußtsein unserer Liebe und unserer Zärtlichkeit für einander.

Ich führe diese Einzelheiten nur an, um zu zeigen, wie gern Marion damals that, was sie mir zu Gefallen thun konnte, und daß sie mich wirklich und von ganzer Seele lieb hatte.

Doctor Breitsam hatte inzwischen seine Besuche bei Marion in der gewohnten Weise fortgesetzt. Da diese, wenn ich bei ihr war, in der Regel die Anweisung gab, Niemand mehr vorzulassen, so traf ich mit ihm meist in der Probe zusammen, wo er sich aufs angelegentlichste bestrebte, allen nur irgendwie hübschen Mädchen seine Huldigungen darzubringen. Bisweilen holte er mich auch abends noch zu einem Spaziergang ab; dann kam es wohl, daß wir beide in tiefer Nacht noch in den Anlagen der Theaterstraße auf und ab wandelten, vor den erleuchteten Fenstern der Schauspielerin. Diese bildete dann den ausschließlichen Inhalt unseres Gesprächs. Doctor Breitsam sprach allerdings sehr schwärmerisch von ihr, aber ich sah kein Arg darin. Ich erinnerte mich an seine frühern Aeußerungen, die er in dieser Beziehung gethan, und ich freute mich nur darüber, sie, die mir ihre Liebe geschenkt, auch von Andern gepriesen und bewundert zu sehen.

Sechstes Kapitel.

So gingen wieder Wochen um Wochen hin, die glücklichsten meines Lebens. Den einzigen Kummer, dem damals mein Herz offen stand, bereiteten mir die Briefe meiner geliebten Mutter, die nicht müde ward, immer und immer an den Beruf zu mahnen, der mir eigentlich bestimmt sei, und die mich in den rührendsten Ausdrücken immer und immer wieder bat, ihr doch endlich jene einzige Freude zu bereiten, die sie von diesem Leben noch hoffe.

Ach, die Gute ahnte nicht, wie sehr ich mich von jenem Ziele entfernt hatte, das sie mir ganz sicher gesteckt glaubte, und ich selbst hatte nicht den Muth, ihr offen und rückhaltslos mein Herz auszuschütten. Mit ausweichenden Antworten tröstete ich die Harrende Tag

um Tag, und hoffte, daß es der Zeit beschieden sei, Alles zum wünschenswerthen Ende zu führen.

Erinnerlich ist mir aus jener Zeit auch noch, daß Doctor Breitsam einmal Anlaß nahm, mir zu rathen, ich möchte auf der Probe meine Aufmerksamkeit nicht ausschließlich Marion schenken. „Sie laufen", sagte er, „dadurch Gefahr, die Eifersucht der übrigen Schauspielerinnen zu wecken, und es wäre möglich, daß Ihnen gelegentlich Verdrießlichkeiten daraus entständen. Machen Sie es wie ich", setzte er bei, „Figaro hier, Figaro dort, so verdirbt man es mit keiner."

Ich glaubte seine Besorgnisse für ungegründet halten zu dürfen.

„Ich wollte Sie nur gewarnt haben", erwiderte er und brach das Gespräch ab.

Einige Tage darauf kam er schon in aller Frühe in meine Wohnung.

„Sind Sie dabei?" fragte er. „Wir wollen dem Fräulein Marion einen kleinen Spaß machen."

„Wie verstehen Sie das?" fragte ich.

„Sie werden wissen", versetzte er, „daß sie heute Abend ihre Benefizvorstellung hat."

„Ich weiß es."

„Gut, das Haus wird ausverkauft sein, daran ist nicht zu zweifeln. Die Partei der Ameyer aber und

die guten Freunde des Kalmus werden alles Mögliche versuchen, den Beifall niederzuhalten."

„Glauben Sie?"

„Ich zweifle nicht daran. Um so mehr ist es unsere Pflicht, für Marion zu thun, was in unsern Kräften steht. Wir müssen gleichfalls Leute in das Theater schicken."

„Bezahlte Leute? Nein, das ist Marion's unwürdig."

„Unwürdig! Unwürdig ist nur, was öffentlich bekannt wird. Wenn man Fräulein Marion um ihren Applaus zu bringen sucht, sollen wir dann nicht mit gleichen Waffen kämpfen?"

„Ich glaube, daß selbst Marion keinen Geschmack daran finden wird."

„Sie könnten sich täuschen, lieber Freund! Ein Schauspieler nimmt den Applaus freudig, wie er ist, und fragt nicht, woher er kommt."

„Das ist ja Selbsttäuschung, Selbstbetrug."

„Nennen Sie es, wie Sie wollen, nur entschließen Sie sich. Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren. Ich meine auch, es wäre gut, wenn wir einen Kranz bereit halten würden."

„Sie scherzen."

„Nein; einen Kranz mit langen blauen Schleifen, riesig groß, daß er mit dem gehörigen Schwung

hinunterfliegt und niederfällt. Das macht Wirkung."

„Aber ein Kranz, den wir, der Dame nächste Freunde, im Namen des Publikums werfen, ist doch Humbug."

„Erwarten Sie vielleicht, daß die Feinde des Fräuleins den Kranz werfen werden?"

„Nein. Wie sollen wir das aber anfangen?"

„Das lassen Sie meine Sorge sein. Wir gehen zum alten Jakob —"

„Dem Spelunkenwirth in der Theaterstraße?"

„Eben zu dem. Der setzt uns Alles in Scene. Nur müssen Sie noch eine Gewissensfrage erlauben: Sind Sie bei Kasse?"

„Ja."

„Desto besser. Dann stecken Sie nur ein paar Zehner zu sich. Ich selbst bin im Augenblick entblößt —"

„Schon gut, schon gut", unterbrach ich ihn, nahm das nöthige Geld aus der Schatulle und zog dann mit Doctor Breitsam ab, der mir auf dem Wege auseinandersetzte, welche Bewandtniß es mit dem alten Jakob habe und wie er dem Theaterpersonal für einen richtigen Applaus eine unentbehrliche Person sei.

Der alte Jakob war, wie schon gesagt, ein Wirth, der an der Theaterstraße eine niedrige, schmuzige Kneipe besaß. Das Getränk jedoch, das er verabreichte, war

gut, und es waren immer Gäste, meist Schauspieler, dort zu treffen.

Wir traten durch den Hof in die Küche.

„Lassen Sie sich auch wieder einmal sehen, Herr Doctor?“ rief uns der alte Jakob entgegen.

„Ja“, sagte mein Begleiter. „Wir haben Geschäfte für heute Abend.“

„Ich verstehe“, antwortete der alte Jakob, „einen Applaus?“

„Ja.“

„Einen großen?“

„Einen großen.“

„Halleluja“, sagte der Wirth, ein hoher, stämmiger alter Mann, und rieb sich die Hände, „ich bin heute gerade in der Stimmung. Wollen die Herren nur in mein Wohnzimmer treten, in der Gaststube sind Gäste.“

Ich will hier gleich bemerken, daß es Gewohnheit des originellen Kauzes war, bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit in seine Rede das Wort „Halleluja“ einzuflechten, wobei er die vorletzte Silbe kurz gebrauchte und den Accent regelmäßig auf das e legte.

Wir traten ein.

„Ist den Herren nichts gefällig?“ fragte er dann.

Doctor Breitsam, den ich noch nie ohne Appetit gesehen hatte, bestellte sich eine Cotelette und machte sich dann mit solchem Eifer an deren Vertilgung, daß ich das Gespräch mit dem Wirthe fast allein zu führen hatte.

„Für wen wünschen Sie einen Applaus?"

„Für Fräulein Marion", sagte ich.

„Für die Marion?" entgegnete der alte Jakob mit der Miene der Enttäuschung. „Für die thu' ich es nicht gern."

„Wie so?"

„Bei der Marion gibt es keine Arbeit; da klatscht das Publikum von selber, da ist keine Kunst zu retten."

„Wie verstehen Sie das?"

„Wenn wir einem Schauspieler über den Durchfall weghelfen, dann sagen wir: Wir müssen die Kunst retten. Das gibt es bei der Marion nicht."

„Allerdings. Wir fürchten aber eine Gegenpartei die den Beifall für Fräulein Marion ersticken könnte."

„Das ließe sich hören. Wer soll das sein?"

„Herr Kalmus."

„Der?" sagte der alte Jakob höhnisch. „Da brauchen Sie keine Angst zu haben, der hat ja kein Geld dazu. Kommt er neulich zu mir, der arme Lazarus, und bestellt einen kleinen Applaus für die Ameyer bei mir.

Wie viel glauben Sie, daß er mir gegeben hat? Halleluja, einen ganzen Thaler! Dafür sollte ich ihm einen kleinen Applaus machen! Na, ich hab' ihm einen gemacht, aber er war darnach."

„Wenn wir auch von dieser Seite Herrn Kalmus nicht zu fürchten haben, wie Sie sagen, so hat er doch gute Freunde, die aus Gefälligkeit für ihn dem Fräulein Marion vielleicht gern einen Possen spielen."

„Wird auch nicht gefährlich werden", sagte der alte Jakob wieder geringschätzig. „Indeß, der Marion zu Liebe will ich mich der Sache annehmen. Wie viel gedenken Sie springen zu lassen?"

Der alte Jakob machte dabei die Pantomime des Geldzählens.

„Soviel Sie nothwendig haben", sagte ich.

„Das läßt sich hören; dann kann ich auch für ein richtiges Halleluja einstehen. Also merken Sie: für einen großen Applaus brauche ich acht Sperrsitze — vier rechts, vier links — zwölf Parterrebillets und ebenso viele für die Gallerie, doch thun es da oben auch sechs, denn dort klatscht die Bande schon von selbst."

„Nehmen Sie zwölf", entschied ich.

„Gut."

„Wir wollen auch einen Kranz geworfen haben."

„Einen Kranz? Das hätten Sie mir gestern schon

sagen sollen, weil dazu nicht jeder von meinen Leuten paßt. Ihn richtig von der Höhe der Gallerie auf die Bühne und vor die Füße der Schauspielerin zu bringen, ihn ihr nicht auf den Kopf oder gar in das Orchester zu werfen, ist schon nicht so leicht, als das dumme Volk glaubt. Es ist aber auch keine Kleinigkeit, den Kranz im richtigen Augenblicke hinunterzubringen, keine Sekunde zu früh, keine zu spät, damit das dumme Volk nicht statt, Bravo zu rufen, in sein albernes Gelächter ausbricht — wie schon Shakspeare im Don Carlos sagt: Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Jedenfalls ist mir noch ein Galleriebillet nöthig."

„Das sollen Sie haben. Wem wollen Sie den Kranz anvertrauen?"

Der Wirth nannte den Namen eines jungen Malers, den ich schon öfter in Schauspielergesellschaft getroffen hatte.

„Gibt sich der auch dazu her?" fragte ich erstaunt.

Der alte Jakob sah mich beleidigt an, Doctor Breitsam aber rief mir zu:

„Gebrauchen Sie schon wieder einen Ihrer unpassenden Ausdrücke? Sie werden es mit dem alten Jakob gleich verdorben haben."

Fast schien es so, denn der Wirth sagte pathetisch:

„Mein Herr, ich verkehre nicht gern mit Leuten,

welche meine Beschäftigung nicht zu achten wissen und niedrig von ihr denken."

Ich wollte ihn beruhigend unterbrechen, er aber fuhr fort:

„Was ich thue, thue ich nicht aus verabscheuungswerther Gewinnsucht oder aus Eigennutz, sondern lediglich aus Liebe zur Kunst; Herr Doctor Breitsam werden mir das gewiß bezeugen."

„Jawohl, alter Jakob", bestätigte dieser.

„Sie haben es", sagte er weiter, „nur Herrn Doctor Breitsam zu verdanken, wenn ich mich überhaupt jetzt noch um den Applaus kümmere. Denn auch uns ergeht es wie den andern Herren vom Theater, auch wir wollen nicht gezwungen, sondern mit Lust und Liebe an die Arbeit gehen, und diese ist um kein Haar kleiner als die der andern Herren vom Theater, aber auch wir wollen gewürdigt und geachtet sein; denn wir retten die Kunst. Halleluja!"

Der alte Jakob hatte diese erhabenen Worte in einem Tone gesprochen, der halb beleidigt, halb weinerlich klang. Doctor Breitsam warf ein Stück Cotelette im Munde hin und her, um nicht aufzulachen, und auch ich hatte alle Mühe, an mich zu halten.

„Seien Sie mir nicht böse", sagte ich, „Sie müssen mich mit meiner Unkenntniß der Verhältnisse entschul-

digen. Und hier nehmen Sie einmal das Geld. Es ist so viel, als Sie brauchen."

Der alte Jakob warf einen flüchtigen Blick auf die Summe, der ihm sogleich die Ueberzeugung verschaffen mußte, daß ihm ein ganz artiger Ueberschuß bleiben werde, und schob sodann das Geld ruhig in die Tasche.

„Wen werden Sie heute außerdem noch in das Theater schicken?" fragte ich neugierig.

Der Wirth nannte mehrere Namen, die ich schon öfter hatte nennen hören. Es waren meist anständige Leute aus guter Gesellschaft, junge Künstler, junge Handelsbeflissene, ein Tapezirerlehrling, ein Klavierspieler und Andere.

Diese Art Claque war mir neu.

„Werden die Leute ihre Schuldigkeit thun?" fragte ich.

„Dafür lassen Sie mich nur sorgen. Meiner Herren im Parquet bin ich sicher, im Parterre dirigire ich selber und oben auf der Gallerie hat mein Schenkkellner die Sache in der Hand."

„Ihr Kellner?"

„Der arme Bursche ist überdies zum Todtschießen in die Marion verliebt; er wird heute so klatschen, daß er mir morgen kein Faß heben kann. Das wird ein sauberes Halleluja werden."

„Uebersehen Sie denn Ihre Helfer?"

„Jeder hat seinen Platz, und ist die Mannschaft richtig vertheilt, so kann es nicht fehlen. Jetzt lassen Sie mich aber gehen, damit ich meine Leute verständigen kann. Nur eins noch. Ich möchte genau Ihre Instructionen haben. Sie haben zwar vorhin schon von einem großen Applaus gesprochen; lieber aber wäre es mir, wenn Sie mir sagten, wie oft Sie die Marion heraußen haben wollen."

„Heraußen?"

„Nun ja, herausgerufen."

„Ja so. Das läßt sich aber doch nicht vorherbestimmen?"

„Nicht? Na, lieber Herr, wofür wären wir denn da?"

„Nun", sagte ich, „dann rufen Sie das Fräulein eben am Schlusse der Vorstellung."

„So?" sagte der alte Jakob pikirt. „Am Schlusse der Vorstellung? Das wäre mir das wahre Halleluja. Dann nehmen Sie nur Ihr Geld wieder."

Damit langte er in seine Tasche, wie um das Geld wieder hervorzuholen.

„Ich begreife Sie nicht", rief ich.

„Nicht?" sagte der Wirth aufgebracht. „Ich soll die Marion einmal herausrufen? Meinen Sie denn,

ich gäbe mich zu einer solchen Lumperei her? Oder meinen Sie, ich hätte Lust, mich Ihretwegen um mein ganzes Renommé zu bringen?"

„Sie sprechen in Räthseln", rief ich wieder.

„Na, dann will ich deutlich sprechen. Ich gehe nur in das Theater, wie die andern Herren, wenn ich zu thun habe. Und wenn ich komme, so wissen alle, die den Theaterschwindel nur halb los haben, was das zu bedeuten hat. Und wenn das Glück gut ist, so kann ich's selber sehen und hören, wie neben mir einer den andern in die Rippen stößt und ihm spöttisch zuruft: Du, der alte Jakob ist da! Heute wird wieder die Kunst gerettet! An solchem albernen Geschwätz liegt mir nichts, das dumme Volk versteht es nicht besser. Aber ich thue meine Pflicht, und wenn ich einen großen Applaus versprochen habe, so muß das ganze Haus vom Bravoschreien bis in seinen Grund zittern, und geklatscht muß werden, daß man es auf der Straße hören kann, und der Schauspieler muß heraus, daß ihm das Herz im Leibe hüpft, drei-, vier-, fünfmal hintereinander, flott, lustig, wie ein Donnerwetter, mit Pauken und Trompetenschall, das ist dann das wahre Halleluja. Sonst möchte sich ja der Teufel mit der Arbeit abgeben."

„Ich bewundere Sie", sagte ich. „Wie fürchten

Sie aber mit einem geringern Aufwand von Beifallsbezeigungen Ihr Renommé zu verderben?"

„Das ist sehr einfach", antwortete der Wirth. „Wenn ich da bin und der Applaus zieht nicht so, wie ich ihn eben geschildert habe, sondern schleppt sich mager hin, wie ein abgetriebener Fiakergaul, dann schreibt man mir die Schuld zu, dann werde ich dafür verantwortlich gemacht und ausgelacht, und dann komme ich um mein Renommé. Um es also kurz zu machen, die Marion wird heute zweimal nach jedem Acte, viermal nach dem Schlußacte und dreimal nach der großen Scene gerufen, wo sie den Kranz bekommt. Sind Sie damit zufrieden?"

„Vollständig."

„Ich denke die Marion wird es auch sein. Das Stück hat vier Acte, macht dreizehn Hervorrufe, abgesehen von dem, was noch nebenher läuft. Das kann sich selbst der Dawison nicht besser wünschen."

„Also abgemacht", sagte Doctor Breitsam. „Den Kranz können Sie gegen Abend bei dem Gärtner, der unmittelbar neben dem Theater wohnt, holen lassen. Wir bestellen ihn noch in dieser Stunde."

„Schön; guten Morgen, meine Herren. Sie können sich auf mich verlassen."

„Das ist recht", lachte Doctor Breitsam, „Halleluja."

„Man lernt nicht aus“, sagte ich zu diesem, als wir wieder auf der Straße waren.

„Ein abgedroschener Satz“, spottete mein Begleiter. „Nun hören Sie weiter. Wenn das Halleluja vollständig sein soll, müssen wir auch die Presse in Bewegung setzen.“

„Das ist wohl Ihre Sache“, rief ich.

„Nein, ich meine die Lokalpresse. Fräulein Marion soll schon morgen in aller Frühe ihren Triumph schwarz auf weiß verkündet sehen. Mit den hiesigen Journalen stehe ich nicht in Verbindung. Kennen Sie keinen der Redacteure?“

„Doch, Doctor Feil ist mir flüchtig bekannt.

„Gut, das ist der rechte Mann. Damit unsere Notiz noch in die Morgenausgabe seiner Zeitung aufgenommen werden kann, schreiben Sie bereits heute Nachmittag ein Referat über die Vorstellung von heute Abend und geben es auf die Post. Ihr Brief kommt dann gerade noch recht in die Hände des Doctor Feil.“

„Welchen Schwindel muthen Sie mir denn eigentlich zu?“ rief ich entrüstet.

Doctor Breitsam zuckte die Achseln. „Ich habe“, sagte er, „es schon längst aufgegeben, Ihre unhöflichen Umgangsformen verbessern zu wollen. Was ich Ihnen übrigens sagte, ist nothwendig.“

„Was Sie mir sagten“, entgegnete ich, „ist einfach eine Niederträchtigkeit; denn als solche betrachte ich jede berechnete Täuschung des Publikums.“

„Täuschung des Publikums“, lachte Doctor Breitsam, „Schwindel, Niederträchtigkeit — Sie sind heute in Ihrer Unschuld wirklich groß. Wenn Sie sich übrigens nicht dazu verstehen wollen, so werde ich mich entschließen müssen.“

„Ich kann Ihnen nichts verbieten, was Sie zu thun für geeignet finden.“

„In diesem Falle möchte ich Sie nur ersuchen, mir mit einem Zehnthalerschein auszuhelfen, welchen ich dem Referat beilege.“

„Sie wollen den Mann bestechen?“

„Sie sind komisch. Ich zahle dem Doctor Feil den Dienst, den er mir erweist. Weiter nichts. Oder werden Sie mir diese Gefälligkeit versagen?“

„Hier haben Sie das Geld. Denken Sie aber nicht daran, daß es heute Abend ganz anders kommen kann, als Sie jetzt schon schildern wollen?“

„Es wird nicht anders kommen, und wenn — man muß dergleichen riskiren“, entgegnete Doctor Breitsam kaltblütig.

Ich war abends zur rechten Zeit im Theater. Eine eigenthümliche Scheu hatte mich abgehalten, meinen

gewöhnlichen Platz einzunehmen, es war mir, als wenn bei dem, was kommen mußte, aller Augen sich auf mich richten würden, und ich war froh, als es mir gelang, noch ein Logenbillet zu erhaschen. Das Haus war ausverkauft.

Ich war kaum in die Loge eingetreten, als mich der alte Jakob, der mitten im Parterre aufgepflanzt war, bemerkte und mir verständnißinnig zunickte. Als ich weiter umherspähte, begegnete mein Blick auch allen jenen, von welchen mir der Wirth gesprochen hatte. Es waren lauter altbekannte Gesichter, die ich schon oft im Theater gesehen und deren beifallslustige Theilnahme mich schon oft ergötzt hatte. Ich wußte nun, woran ich war.

Ich will über die Vorstellung rasch hinweggehen. Es gelang dem alten Jakob, einen Applaus hervorzurufen, wie ich ihn noch nie erlebt hatte. Ein Beifallssturm folgte dem andern, das Haus erdröhnte, die Menge wurde nicht müde, Marion immer und immer wieder herauszurufen. Diese selbst strahlte vor Entzücken und Freude.

Ich sah auf den alten Jakob hin, ein zufriedenes Lächeln spielte um seine Lippen. Er hatte die Kunst gerettet, Halleluja.

Bemerkt mag noch sein, daß die Rolle, in welcher

Marion an jenem Abende aufgetreten war, nicht einmal zu ihren besten gehörte. Sie hatte nicht einmal Gelegenheit, ihr Talent völlig zu entfalten. Und dennoch war das Publikum in die Schlinge gegangen, war maßlos im Beifall, trunken vor Vergnügen — ich vermochte seitdem wirklich nichts mehr auf das Urtheil der Menge zu geben.

Ich hatte an jenem Abende keine Gelegenheit mehr, Doctor Breitsam zu sprechen, und am nächsten Morgen konnte ich natürlich kaum die Stunde erwarten, da ich Marion sehen und von ihr hören durfte, welche Freude ihr die Ueberraschung gemacht. Daß diese von uns herrührte, mochte sie sich wohl denken.

Ich ging in die Probe, nicht ohne zuerst eine Nummer der Zeitung des Doctor Feil geholt zu haben. Der Artikel stand darin und Doctor Breitsam mußte ihn wirklich schon im Laufe des Nachmittags geschrieben haben. Denn das Referat war nur allgemein gehalten und schilderte den Triumph der Schauspielerin nicht einmal so vollständig, als er in Wirklichkeit gewesen war.

Als ich im Theater an die Thür gelangte, welche unmittelbar zur Bühne führte, wurde ich stutzig. Ein großer weißer Zettel war angeklebt, auf welchem die Worte standen: „Der Zutritt zur Bühne ist jedem Unbeschäftigten untersagt.“

Gestern war der Zettel noch nicht dagewesen.

Ich beschloß trotzdem mein Glück zu versuchen, um so mehr, da ich mir nicht einreden konnte, daß das Verbot sich auch auf mich erstrecken werde, öffnete und trat auf die Bühne.

Auf der andern Seite zwischen den Coulissen sah ich Doctor Breitsam mit Marion im lebhaften Gespräch. Ich wollte zu beiden hinüber, als mir der Inspicient den Weg vertrat.

„Sie verzeihen, Herr Doctor", begann er in der höflichsten Weise, „ein strenges Verbot des Directors —"

„Ah", sagte ich munter, „beruhigen Sie sich, ich werde wohl nicht zu den Exilirten gehören."

„Der Director erklärte ausdrücklich, gar keine Ausnahme gestatten zu können."

„Da drüben aber sehe ich Doctor Breitsam."

„Er hat mit dem Director zu sprechen und befindet sich in geschäftlicher Angelegenheit hier. Wenn Sie vielleicht auch —"

„Nein", unterbrach ich den Sprechenden; „doch ich will Ihnen keine Unannehmlichkeiten bereiten und gehe. Es waltet hier wohl ein Mißverständniß, das sich bald aufklären wird."

Ich ging, ohne Marion gesprochen zu haben, die mich auch nicht bemerkt zu haben schien.

Auf der Straße erst fiel mir jene Warnung des Doctor Breitsam wieder ein, die sich auf meinen Besuch der Bühne und mein Verhältniß zu den übrigen Gliedern der Gesellschaft bezogen hatte. Sollte ich von dem Verbote doch nicht ausgeschlossen sein, oder war dieses am Ende gerade auf mich gemünzt?

Ich gerieth in große Aufregung und ging in die Wohnung der Geliebten, deren Kommen ich hier abzuwarten beschloß.

Ich hatte ziemlich lange zu warten, Stunden voll Qual und Ungeduld. Selbst die Erzählung des Kammermädchens, wie ihre Herrin vor Glück und Freude die vergangene Nacht kaum ein Auge habe schließen können, vermochte mich nicht zu beruhigen. Sie habe, sagte mir das Mädchen, immer von mir gesprochen und von Anfang an mich als denjenigen bezeichnet, dem sie gewiß diese Ueberraschung zu danken habe.

Der Kranz mit den langen blauen Bändern prangte bereits oben an einer Ecke des goldumrahmten Spiegels.

Endlich kam Marion selbst.

Sie schritt in großer Erregtheit auf mich zu.

„Du warst heute auf der Bühne?" fragte sie.

„Kurz nach Beginn der Probe."

„Und wurdest abgewiesen?"

„Mit allem Anstand hinausgeworfen."

„Das ist abscheulich!" rief sie. „Und Du hast keine Ahnung, wer Dir diesen Streich gespielt haben könnte?"

„Ich glaubte, es werde ein Mißverständniß obwalten."

„Du irrst Dich! Das Verbot ist direct gegen Dich gerichtet."

„Unmöglich", rief ich.

„So höre. Nachdem gestern die Vorstellung zu Ende war, eilte Kalmus, der schon während des ganzen Abends wüthend über meinen Erfolg hinter den Coulissen herumgetobt hatte, wie ein Wahnsinniger zum Director, der noch im Hause war, und erklärte ihm, schon am nächsten Tage seinen Contract brechen und die Stadt verlassen zu wollen, wenn er, der Director, nicht sofort aufhöre, den Unfug zu unterstützen, mit welchem gewisse Herren bemüht seien, eine einzige Schauspielerin in den Augen des Publikums zu heben und alle andern herabzuziehen und herabzusetzen. Der Director, ein alter schwacher Mann, wie Du weißt, fragte ihn erstaunt, was er meine.

„Sehen Sie denn nicht", fuhr Kalmus fort, „wie dieser ganze Beifallssturm heute Abend nur gemacht war, und wie das einfältige Kranzwerfen nur darauf berechnet war, dem Publikum Sand in die Augen zu streuen?"

„Ich kann doch“, entgegnete der Director, „Niemand verbieten, Kränze zu werfen, wenn es ihm gefällt?“

„Nein“, schrie Kalmus außer sich, „das können Sie nicht aber Sie können Jedermann den Besuch der Bühne verbieten, der nicht dazu berechtigt ist. Das verlangen die Theatergesetze, und ich bestehe darauf. Oder sollen wir andern noch länger mit eigenen Augen ansehen, wie gewisse Herren, die hier gar nichts zu schaffen haben, auf der Bühne herumschwänzeln und sich von der Liebenswürdigkeit gewisser Dämchen so bezaubern lassen, daß sie Skandale aufführen, wie der heutige war? Ich dulde das nicht länger, und wenn diese andern Herren nicht gegangen werden, so gehe ich.“

Der Director, der noch immer auf meiner Seite gestanden hatte, suchte ihn zu beruhigen, es war umsonst. Im Gegentheil kam nun auch noch die Ameyer, schreiend und heulend, dann noch ein paar Andere, die mir nie sonderlich grün waren und vermuthlich von der Ameyer und Kalmus angestiftet waren. Die Scene wurde immer ärger und toller, bis endlich der Director sein Ehrenwort gab, heute schon in aller Frühe ein Placat an die Thür anschlagen zu lassen, das jedem Unbetheiligten den Zutritt zur Bühne untersage. Das ist geschehen, und damit weißt Du Alles.“

Ich war während der Erzählung der Geliebten mit großen Schritten im Zimmer auf und ab gegangen.

„Warst Du", fragte ich sie dann, „zugegen, während dieser Auftritt vor sich ging?"

„Nein, ich war in der Garderobe, ich hörte Kalmus aber schreien und toben, und was sonst sich ereignete, ward mir im nämlichen Augenblicke frisch und warm erzählt."

„Es ist gut", sagte ich; „ich werde zum Director gehen und mit diesem über die Sache sprechen."

„Wohin soll das führen? Das Verbot kann und wird er nicht mehr widerrufen."

„Dann werde ich von diesem saubern Herrn Kalmus Rechenschaft verlangen", rief ich aufbrausend.

„Auch das wird Dir nichts helfen. Er ist in seinem Rechte, und Du erreichst nur, neben der Gefahr, von ihm in seiner Weise geschmäht zu werden, daß der ganze unangenehme Vorfall noch mehr besprochen und noch mehr wider Dich ausgebeutet wird."

„Soll ich denn diese Beleidigung ruhig hinnehmen?" rief ich.

„Du wirst Dich fügen müssen. Doctor Breitsam meinte auch, das werde das Beste sein."

„Doctor Breitsam!" höhnte ich. „Was versteht Doctor Breitsam von dem, was passend und schicklich

ist! Ich wollte, ich hätte diesen Handschuhfabrikanten nie kennen gelernt."

„Und auch mich nicht?" schmollte Marion.

„Verzeihe, Geliebte", bat ich, sie an mich drückend. „Ohne ihn hätte ich ja auch Dich nicht gefunden. Ich war undankbar. Ich schulde ihm Dich, Marion, Dich, mein ganzes Glück. Und was wären tausendfache Verdrießlichkeiten, was wäre tausendfaches Mißgeschick gegen die Wonne und gegen die Seligkeit, Dich zu besitzen!"

Wir kamen alsbald auf den gestrigen Theaterabend zurück. Marion dankte mir warm und herzlich, aber es kam mir doch vor, als wenn Doctor Breitsam die beste Hälfte des Dankes mir schon vorweggenommen habe. Es kostete mir keine große Mühe, mir diesen würdigen Mann zu denken, wie er sich heute in der Probe so hinzustellen wußte, daß Marion eigentlich ihm den ganzen schönen Erfolg zu danken hatte. Das lag ja ganz in der Natur des Doctor Breitsam.

„Und welche Freude wurde mir heute schon bereitet!" rief Marion.

„Eine Freude? Laß hören."

Sie reichte mir die Nummer der Zeitung des Doctor Feil hin, dieselbe Nummer, die auch ich schon in der Tasche hatte.

Ich that, als wenn ich den Artikel noch nicht gelesen hätte.

„Der gute Breitsam hat ihn geschrieben", sagte sie; „er gab mir ihn in der Probe und hat mir viele Freude damit gemacht. Ich werde die Zeitung meiner Mutter schicken. Wie glücklich wird sie sein, wenn sie ihr Herztöchterchen so gefeiert weiß."

Ich schwieg und hütete mich, ihr die Entstehungsgeschichte dieses Artikels zu erzählen. Warum sollte ich sie aus ihrem glücklichen Traume reißen?

Aber ich begann gegen Doctor Breitsam einen Groll zu hegen. Mußte er mir denn immer und immer in den Weg treten? Wenn das so fortging, sprach Marion bald von nichts Anderem mehr als von ihm und seiner aufopfernden Gefälligkeit. Gewiß, sie ahnte nicht, wie wehe sie mir that.

Siebentes Kapitel.

Die nächsten Tage gingen ruhig vorüber; ich begann es schon als ein Glück anzusehen, daß ich aus dem innern Heiligthum des Theaters durch gut angelegte Intriguen ausgeschlossen worden war, und sagte mir, daß dort kein Boden für mich sei, auf welchem ich mich zu bewegen verstände. Um so inniger schloß ich mich an Marion an, deren Gestalt ich nun nicht mehr in Berührung mit einer ihrer unwürdigen Umgebung sah und die mir nun in um so reinerem Lichte, um so verehrungswürdiger erschien.

In die Zeit fiel ein kleines Fest, das in unserer Gesellschaft Paradies, von der ich schon gesprochen habe, mit einem splendiden Diner begangen wurde. Ich traf dort Doctor Breitsam, den ich seit dem verhängnißvollen

Theaterabend fast gar nicht mehr oder nur sehr flüchtig gesprochen hatte. Er schien mich zu vermeiden, und ich betrachtete diese Zurückhaltung als einen Beweis seiner gewonnenen Ueberzeugung, daß wir beide nicht zusammenpaßten. Ich war damit sehr zufrieden.

Bei dem Diner saß er zwar neben mir, doch beschäftigte er sich zumeist mit seinem Nachbar auf der andern Seite, und es geschah erst später, daß ihm der Wein auch mir gegenüber die Zunge löste.

Er sprach von Marion; er that das in einer Weise, die mich verletzte. Er zeigte sich durchaus als der eitle, selbstgefällige und zügellose Mensch, der er war.

„Ich habe", sagte er, „heute in der Probe mit ihr gesprochen, lange, lange, aber man wird nicht müde bei ihr. Sie ist ein Mädchen wie —"

Er vollendete seinen Vergleich nicht, dafür küßte er sich die Fingerspitzen, was bei ihm als Ausdruck der höchsten Schwärmerei galt.

Er zwang mich, mit ihm anzustoßen.

„Haben Sie nicht Angst", sagte er dann, „daß ich Lust bekommen könnte, Ihr Nebenbuhler zu werden?"

„Ich genieße", antworte ich ruhig, „wie Sie ja wissen werden, bei Fräulein Marion kein größeres Vorrecht als Sie und jeder Andere."

Na, na", lachte er roh, „machen Sie mir nichts

weis. Ich glaube, was ich sehe, und wenn ich auch schiele — schielen", unterbrach er sich dann selbst, „ist nicht schön. Das muß wahr sein. Es ist nicht schön. Aber ich habe einmal einen Schatz gehabt, einen Schatz, sage ich Ihnen", und wieder küßte er sich die Fingerspitzen, „die war eben doch in meine Augen verliebt, und — aber ich muß auf das zurückkommen, was ich eigentlich sagen wollte. Was war es denn nur? Richtig, ich wollte sagen: Ich glaube, was ich sehe, und weun ich auch schiele, sehe ich mit meinen Augen doch oft mehr als Andere, die so glücklich sind, kein Augenleiden zu haben. Also wollen Sie den Kampf mit mir aufnehmen?"

Dabei kniff er sein Lorgnon in das linke Auge und sah mich mit seinem weinerhitzten Gesicht herausfordernd an.

Da ich schwieg, fuhr er fort:

„Wollen Sie? Ich sage Ihnen: noch ein paar Artikelchen wie der neuliche, noch ein paar richtige Hallelujas, wie der alte Jakob sagt, und die Wirkung kann nicht ausbleiben."

„Für diesen Fall", entgegnete ich ironisch, „steht Ihnen meine Börse wieder vollkommen zur Verfügung."

„Das war ein Hieb", rief Doctor Breitsam, „der

hat gesessen. Aber darum keine Feindschaft! Sie wissen, ich vertrage viel."

„Das ist wahr", sagte ich.

„Schon wieder eine Ihrer unpassenden Bemerkungen", lachte Doctor Breitsam. „Denn wenn Sie wüßten, was unter anständigen Menschen Brauch ist, so hätten Sie mir nachdrücklich widersprochen. Indessen — stoßen Sie an; Marion soll leben!"

Ich wollte jede Scene vermeiden und stieß mit ihm an. Dann erhob ich mich.

„Sie gehen schon?" fragte Doctor Breitsam.

„Ja."

„Zur schönen Marion?" fragte er weiter mit schwerer Zunge. „Sie sind doch ein Glückspilz."

Dabei stürzte er wieder hastig ein Glas Wein hinunter.

Ich ging, ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

Noch verstimmt durch das Auftreten des Doctor Breitsam, kam ich am nächsten Mittag zu Marion.

Sie war in ihrer gewohnten heitern Laune. Sie lachte und scherzte, sprach von diesem und jenem.

Plötzlich sagte sie:

„Ich muß Dir doch noch eine Ueberraschung machen, die ich fast vergessen hätte."

„Ich muß gestehen", entgegnete ich, „nicht sonderlich

lüstern zu sein. Alle Ueberraschungen der letzten Zeit waren nicht von der erfreulichsten Art."

„Du bist ein Griesgram", scherzte die Schauspielerin und zog ein Blatt Papier aus der Tasche. „Bevor ich jeedoch mein Geheimniß preisgebe, möchte ich einige Vorfragen an Dich stellen."

„Frage."

„Wie stehst Du mit Doctor Breitsam?"

Schon wieder dieser Handschuhfabrikant! dachte ich und es ahnte mir nichts Gutes. „Ich stehe eigentlich gar nicht mit ihm", sagte ich.

„Sahst Du ihn in der letzten Zeit?"

„Gestern, er war beim Diner."

„Nun begreife ich! War er etwas —" Marion machte eine leichte Bewegung mit der Hand gegen die Stirn.

„Du meinst, ob er etwas angeheitert war? Nun, nüchtern war er eben nicht mehr zu nennen."

„So, so. Ich habe mir dergleichen doch sofort gedacht. Jetzt lies einmal."

Sie gab mir das Blatt und ich erkannte sofort die Handschrift des Doctor Breitsam.

Es war ein Brief, der mit den Worten begann: „Göttliche Marion!"

„Infam!" knirschte ich, als ich zu Ende gelesen.

Der Brief enthielt eine Liebeserklärung, ein Geständniß der zarten Regungen, welche der Handschuhfabrikant für Marion fühlte.

„Wann erhieltst Du diesen Brief? forschte ich, das Papier in der Faust zerknitternd.

„Gestern spät abends.“

„Er gibt zu verstehen, daß er Dich heirathen wolle.“

„Breitsam ist ein Narr.“

„Kein ungefährlicher. Wie kann er sich unterstehen, Dich in dem Briefe fortgesetzt mit Du anzusprechen?“

„Er that das jedenfalls in der Trunkenheit.“

„Ich werde ihn nüchtern machen“, rief ich, voll Zorns im Zimmer auf und ab gehend.

„Willst Du ihn zur Rede stellen?“ fragte Marion.

„Ob ich will?“ wiederholte ich erstaunt, vor ihr stehen bleibend. „Ob ich will? Du wirst mir doch den Brief zu keinem andern Zweck gegeben haben?“

„Ich habe das gerade nicht im Auge gehabt, ich gab Dir den Brief nur, weil ich überhaupt kein Geheimniß vor Dir habe. Indessen, wenn ich es recht überlege, so stimme ich Dir bei. Es kann nicht schaden, wenn dem Uebermuth dieses Herrn einmal ein Zügel angelegt und ihm die Grenze gezeigt wird, innerhalb welcher er sich zu bewegen hat.“

„Das will ich thun", bekräftigte ich; „heute noch soll es geschehen, heute noch."

„Du mußt natürlich vorsichtig sein, wenn Du ihm unsere Beziehungen nicht verrathen willst", mahnte Marion.

„Sei ohne Sorgen, ich werde vorsichtig sein."

„Geh lieber morgen, Du bist bis dahin ruhiger."

„Nicht um ein Haar ruhiger als heute", fuhr ich auf. „Und ich will nicht ruhig sein, mit Zorn, mit Haß will ich ihm kommen und, wenn er nicht auf den Knieen Dich um Verzeihung bittet, ihm die Peitsche zeigen."

„Mäßige Dich", bat Marion wieder.

„Nein, ich sage Dir ja, ich will nicht gemäßigt sein. Gemäßigt nach solcher Beleidigung, die er Dir angethan! Er soll mich fürchten, er soll es mir glauben, wenn ich ihm sage, daß ich ihn die Stiege hinabwerfe, sobald er es wagen sollte, noch einmal Deine Schwelle zu betreten."

„Willst Du ihm das Haus verbieten?"

„Kannst Du ihn noch empfangen?"

„Warum denn nicht?" lachte Marion.

Ich stand versteinert.

„Nach solcher Keckheit? Nach solcher Beleidigung?"

„Mein Gott", sagte sie, und jedes ihrer Worte setzte

mich in ein größeres Erstaunen, „Du nimmst auch Alles so tragisch. Was hat er denn gethan? Er hat mir eine Liebeserklärung gemacht! Nun, das ist doch noch kein Verbrechen. Er hat mich Du genannt. Ach, Du sagst ja selbst, er sei nicht nüchtern gewesen. Er hat sich also einen dummen Streich zu Schulden kommen lassen. Gut, den verbittest Du Dir für die Zukunft, und damit ist die Sache abgemacht."

„Ich kenne Dich nicht mehr", sagte ich, die Geliebte bei der Hand fassend. „Ich habe geglaubt, gerade Du müßtest am lebhaftesten die Nothwendigkeit, den Wunsch empfinden, Doctor Breitsam für die Zukunft nicht mehr bei Dir zu sehen. Ich weiß ja, wie Du über ihn urtheilst; Du selbst hast in der ersten Zeit, da wir uns kennen lernten, geglaubt, mich vor ihm warnen und seinen Umgang als unpassend bezeichnen zu müssen. Heute nun kannst Du unmöglich besser von Breitsam denken. Oder soll ich jetzt derjenige sein, der Dich warnt? Nein, Du mußt ihn von Dir entfernen, weil Du es dem Anstand, weil Du es Deiner Würde schuldig bist."

„Lieber Freund", versetzte Marion, „liebst Du mich weniger, oder glaubst Du, daß ich mich selbst in meinen Augen sinken lasse, weil sich ein Trunkener etwas gegen mich erlaubt hat, was die gewöhnlichste Sitte und der

gewöhnlichste Anstand verbieten? Gewiß nicht. Und dann, was sind Sitte und Anstand? Begriffe, die dem Wechsel unterworfen sind, wie die Mode. Ich habe mich, das weißt Du ja selbst, nie um das bekümmert, was man Sitte nennt, und wenn ich mich recht erinnere, warst gerade Du es, der sich so oft an meinem Geschick ergötzte, mich über Sitte und Herkommen unbemerkt und gefällig hinwegzusetzen. Das hat nun auch Doctor Breitsam versucht, aber nicht geschickt und nicht gefällig, sondern plump und flegelhaft. Er kann es nicht anders. Und sollen wir ihm das nicht verzeihen können?"

„Nein", rief ich, „Menschen, deren Plumpheit und Schwerfälligkeit mir Unannehmlichkeiten zu bereiten im Stande sind, halte ich von mir fern."

„Du handelst nach dem Standpunkt, den Du einnimmst. Mein Verhältniß zu Breitsam jedoch ist ein anderes, ich kann ihn nicht entbehren, mehr noch, ich darf mich nicht einmal mit ihm verfeinden."

„Ach ja", sagte ich, „das hast Du mir damals auch schon auseinandergesetzt."

„Seine Feindschaft", fuhr Marion fort, „kann mir nur Nachtheile zuziehen, kann mir nur schaden. Und glaubst Du, er werde sich nicht rächen? Ich könnte Dir Beispiele genug anführen, wie er an Schauspielern,

die ihm zu verstehen gaben, wie gering sie eigentlich von ihm dächten, oder an Schauspielerinnen, die sich nach seinen Begriffen nicht gefällig genug erzeigten, fortgesetzt kleinliche und boshafte Rache übte. Es klingt lächerlich, aber der Handschuhfabrikant Breitsam ist eine Macht, und ich darf nicht daran denken, mich mit ihm vollständig zu überwerfen."

Ich hatte in einem Fauteuil Platz genommen und sann nach.

„Woran denkst Du?" fragte mich Marion.

„Ich habe mir", antwortete ich in etwas gereiztem Tone, „eben noch einmal Alles überlegt, was Du sagtest, und finde, daß Du von Deinem Standpunkte aus Recht hast. Ich würde vielleicht anders handeln, doch jedenfalls weniger klug als Du. Da ich Dir nun für die Nachtheile, welche Dir Breitsam's Mißwollen bereiten könnte, keinen Ersatz zu bieten vermag, so kann ich auch kein Recht haben, Dir zu widersprechen oder Dich zu einer andern Handlungsweise, als Du für gut hältst, zu bestimmen."

Es trat eine kleine Pause ein, dann faßte mich die Geliebte bei der Hand, und sagte, indem sie meinen Kopf in die Höhe hob:

„Bist Du mir böse?"

„Warum sollte ich Dir böse sein, liebes Kind?"

antwortete ich ganz ruhig. „Es kommt ja häufig genug im Leben vor, daß man gerade da auf Verschiedenheit in seinen Meinungen stößt, wo man keine vermuthet hätte. Man muß das ertragen lernen."

Die Ruhe, mit der ich die Worte gesprochen hatte, schien sie zu verletzen. Sie ließ meine Hand los und machte keinen Versuch mehr, das Gespräch fortzusetzen.

Als ich mich verabschiedete, fühlten wir wohl beide, daß nicht Alles so sei, wie es sein sollte. Aber warum sollte man auch gleich das Aergste fürchten! Mußte ich denn gleich Alles so tragisch auffassen, wie Marion versichert hatte? Es war ja nur Meinungsverschiedenheit, die uns für den Augenblick trennte, und ich hatte Marion ja selbst gesagt, man müsse das ertragen lernen.

Mein nächster Weg führte mich zu Doctor Breitsam.

„Ist das Ihre Handschrift?" fragte ich, als wir in das Kabinet neben seinem Laden getreten waren, und hielt ihm den Brief hin.

Er kniff das Lorgnon in sein Auge, betrachtete eine Weile, wie prüfend, das Papier, dann mich und sagte endlich ganz ruhig:

„Das wird wohl meine Handschrift sein."

„Ich möchte eine bestimmte Antwort haben", versetzte ich ungeduldig.

„Ich sage Ihnen ja, es ist leicht möglich, daß dies meine Handschrift ist."

„Ja oder nein?"

„In Gottes Namen denn, wenn Sie es durchaus haben wollen, ja. Aber belieben Sie nicht Platz zu nehmen?"

„Ich danke. Wie kommen Sie dazu, gegen Fräulein Marion eine solche Impertinenz zu begehen?"

„Daß Sie schon wieder so unpassende Ausdrücke gebrauchen!" sagte Doctor Breitsam.

„Dieser Ausdruck scheint mir im Gegentheil sehr passend zu sein; Sie haben sich, ich wiederhole es, impertinent benommen."

„Das scheint nur so."

„Dann bitte ich Sie, sich an Ihren eigenen Satz zu erinnern: Man ist, was man scheint. Wie kommen Sie also dazu, Fräulein Marion durch einen solchen Wisch zu beleidigen?"

„Ist Fräulein Marion wirklich beleidigt?"

„Das fragen Sie noch? Ich komme im Auftrage des Fräuleins, Rechenschaft von Ihnen zu fordern."

„Wollen Sie sich vielleicht mit mir schießen?"

„Ich fange an zu glauben, daß Sie nicht derjenige sind, von welchem man in solcher Weise sich Satisfaction verschafft."

„Ah", lächelte Doctor Breitsam spöttisch, „das thut mir leid. Wie ich Sie zornsprühend und racheschnaubend bei mir eintreten sah, konnte ich mir natürlich sogleich denken, was Sie herführte. Ich hoffte in diesem Augenblick wirklich, daß Sie mich fordern und sich mit mir schießen würden."

„Dergleichen zu hoffen sieht Ihrer sonstigen Art zu sein nicht ähnlich."

„Ich glaube das, aber seit einiger Zeit gehen die Geschäfte wieder flau, sehr flau, ich brauche eine neue Reclame. Todtschießen hätten Sie mich, den alten Freund, der Sie bei der Marion einführte, anständigerweise doch nicht können. Was wäre nun das Resultat gewesen? Vielleicht so ein kleiner Streifschuß, den Sie bekommen hätten, den ich bekommen hätte — wer weiß das? In jedem Falle wäre am nächsten Tage mein Laden überlaufen gewesen, ich wäre interessant geworden, ich hätte gute Geschäfte gemacht — ach, es ist wirklich abscheulich, daß sie sich nicht mit mir schießen wollen."

„Treiben Sie Ihren Scherz mit mir? fuhr ich auf.

„In einer Sache, die Sie so ernsthaft behandeln?" entgegnete Doctor Breitsam ironisch. „Wie könnte ich das wagen! Was wünschen Sie aber eigentlich von mir?"

„Daß Sie an Fräulein Marion einige Zeilen schreiben, die ich Ihnen hier dictiren werde und in denen Sie die Dame um Verzeihung bitten wegen des Schimpfes, den Sie ihr angethan haben."

„Weiter nichts?" höhnte Doctor Breitsam. „Nein, verehrtester Herr, das thue ich nicht."

„Sie weigern sich? Sie sind —"

„Sprechen Sie nicht aus, ersparen Sie sich die Bezeichnung, die mir zu geben Sie vielleicht für gut halten könnten. Sie würden doch nichts damit erreichen. Sie beleidigen mich nicht —"

„Ich glaube", fiel ich ihm ins Wort, „man ist beim besten Willen nicht im Stande, Sie zu beleidigen."

„Haben Sie diesen vielleicht?" spottete Doctor Breitsam wieder. „Dann bedauere ich die Anstrengungen, die Sie sich's möchten kosten lassen. Ich habe zu selten Lust, mich beleidigt zu fühlen, die Welt ist es nicht werth."

„Die Welt wird sich über die geringschätzige Art, in der Sie von ihr denken, zu trösten wissen."

„Ich zweifle nicht daran."

„Welche Genugthuung gedenken Sie nun dem Fräulein zu geben?"

„Lieber Herr, lassen Sie doch Ihre hochtrabenden Ausdrücke beiseite. Genugthuung! Wenn Sie sich

wenigstens mit mir geschossen hätten, dann würde ich mir Ihre stolzen Worte gefallen lassen. Beleidigung — Herausforderung — Genugthuung — Satisfaction — Pistolenduell — Streifschuß, da hätte man sich doch etwas Ordentliches dabei denken können, das wäre doch, wie der alte Jakob sagt, ein richtiges Halleluja gewesen und hätte seine Wirkung gethan. Aber so! Was habe ich denn eigentlich verbrochen? Ich habe Marion einen Liebesbrief geschrieben. Das war dumm — daß ich ihr nämlich geschrieben habe. Man soll nie etwas Schriftliches von sich geben. Wäre ich zu ihr gegangen, hätte mich vor ihr auf die Kniee geworfen, hätte ich ihr die kleinen Füßchen geküßt und gerufen: Madame, ich liebe Sie — was wäre dann gewesen? Ich hätte vielleicht einen Korb von ihr bekommen — vielleicht — vielleicht auch nicht. Fräulein Marion hätte mich vielleicht ausgelacht — vielleicht — vielleicht auch nicht. Damit wäre die Sache abgemacht und am nächsten Tage vergessen gewesen. Was ist auch daran? Und nun kommen Sie und schreien und rasseln mit dem Schwerte, daß einem angst und bange werden möchte."

„Sie haben sich unterstanden, Fräulein Marion mit Du anzureden."

„Hat Marion das übel genommen?"

„Ja.“

„Das war auch ungeschickt von mir. Wenn ich das Fräulein sehe, werde ich ihr selbst sagen, daß ich es nun bedaure.“

„Fräulein Marion war sehr ungehalten darüber“, glaubte ich bemerken zu sollen.

„Hat sie sich vielleicht für die Zukunft meinen Besuch verbeten?“

„Nein, das eben nicht.“

„Na, sehen Sie. So wird sich das Andere wieder ins Gleis bringen lassen. Und was ist denn im Grunde? Ich habe den Brief gestern nach dem Diner geschrieben. Daß ich vorher mein Herz am Wein genügend erfreut, ist Ihnen wohl nicht entgangen. Da überkam mich denn eine poetische Stimmung und ich nahm die poetische Licenz für mich in Anspruch, zu Marion Du zu sagen. Nur die Reime ließen mich eben im Stich. Wären diese da und hätte ich in Versen geschrieben, so hätte kein Mensch ein Wort über das Du verloren. Warum also von der ganzen Sache so viel Aufhebens machen?“

Nach diesen Worten holte sich Doctor Breitsam in aller Gemüthsruhe eine Cigarre heraus und zündete sie an.

„Darf ich Ihnen anbieten?“

„Ich danke", sagte ich.

Ich sah wohl, daß dem Menschen nicht beizukommen war und daß es von mir ein thörichtes Vorhaben gewesen sei, ihn zur Rechenschaft ziehen zu wollen.

Um nicht ganz leer auszugehen, beschloß ich mich wenigstens an die eine Concession zu halten, die er vorhin gemacht hatte.

„Ich darf", sagte ich, „Fräulein Marion also mittheilen, daß Sie den ganzen Vorfall bedauern?"

„Den ganzen Vorfall? Ich habe eigentlich nur von dem verhängnißvollen Du gesprochen. Aber wenn es Ihnen Spaß macht, meinetwegen, sagen Sie es. Vielleicht komme ich morgen oder übermorgen selbst zu ihr, dann wird sich das Andere schon aufklären und in allgemeines Wohlgefallen auflösen."

Ich hatte Marion, obwohl ungern, versprochen, ihr noch am nämlichen Abend Bericht über meine Unterredung mit Doctor Breitsam zu erstatten.

Sie schien mit dem Ausgang sehr zufrieden.

„Es ist recht", sagte sie, „daß Alles so gegangen und gekommen ist. Breitsam hatte einen dummen Streich gemacht — er gibt das selbst zu — und bedauert ihn, was will ich also mehr? Und bist Du nun auch zufrieden?" sagte sie, ihren Arm um meinen Hals schlingend und sich zu mir beugend.

„Ich muß es", entgegnete ich, „wenn Du es bist."

Marion schien übrigens doch zu empfinden, daß sie etwas an mir gut zu machen habe. Sie war an diesem Abend doppelt zärtlich und hingebend gegen mich. Wenn ich aufbrechen wollte, bat sie mich mit immer neuen süßen Schmeichelworten, noch zu bleiben. Ich war nie so lange geblieben. Die Stille der Nacht wiegte uns ein, und wir waren glücklich in dem zauberischen Halbdunkel, das uns umgab und durch das nur das reine Weiß ihrer Stirn und ihrer schönen Arme leuchtete, wenn sie mich umschlingend ihr Auge in das meinige senkte und, das lockige Haupt an meine Brust gelehnt, mir erröthend zuflüsterte, wie sehr sie mich liebe.

Als ich nach Hause kam, war mein Entschluß gefaßt. Marion ganz zu besitzen, sie ganz die Meine zu nennen, nur darin konnte ich mein einziges Glück noch sehen. Hatte sie nicht immer so gehandelt, wie ich wünschte, so mußte es eben meine Aufgabe sein, sie aus der Sphäre zu reißen, deren Anschauungen und Gewohnheiten auf sie störend einwirkten. Sie selbst stand im Grunde meiner Seele immer noch als das Ideal, als der Engel, den ich von Anfang an verehrt und über Alles geliebt hatte.

War es mir aber nur einmal gelungen, sie öffent=

lich als meine Verlobte, als meine Braut erklären zu dürfen, dann konnte es auch nicht schwer sein, das Haus von denjenigen Besuchen, die mir unangenehm waren, vollkommen freizuhalten, bis zu dem Augenblick, da sie auf immer die Bühne verließ.

Vorher freilich hatte ich noch eine schwere Aufgabe zu vollenden, ich mußte die Einwilligung meiner Mutter gewinnen, die ich in keinem Falle entbehren wollte. Was sollte ich der guten Frau schreiben, was ihr sagen? Ich wußte, daß ich sie bis ins Innerste verwunden würde, aber ich sah mein Lebensglück an diesem Schritte hängen. Um mir Muth einzuflößen, sagte ich mir selbst vor, daß es eine Ungerechtigkeit, ein willkürliches Verlangen sei, mich zum Opfer dafür zu machen, daß mein Bruder zu einer Zeit, da ich noch nicht einmal am Leben war, einer schweren Gefahr glücklich entgangen war; ich lehnte mich mit aller Macht gegen diese Zumuthung auf und gewann so den Muth, meiner Mutter Alles, was ich im letzten halben Jahre erlebt hatte, mitzutheilen. Ich schrieb noch in der nämlichen Nacht. Ich schilderte ihr die Geliebte, die ich ihr als Schwiegertochter zuführen wollte, und mit welchen Farben, mit welcher Liebe schilderte ich sie! Als ich den Brief geschlossen, graute eben der Morgen des neuen Tages.

Mit großer Angst, mit unbeschreiblicher Unruhe erwartete ich die Antwort. Ich fürchtete nicht, von der Mutter abschlägigen Bescheid zu erhalten. Ich wußte, daß sie ihre Einwilligung geben werde, denn sie hatte es immer betont, daß sie, so wenig sie meinen Bruder zum geistlichen Stande gezwungen habe, mich dazu zwingen werde; aus freiem Herzen, sagte sie, solle ich bereit sein, das von ihr dem Himmel gegebene Versprechen einlösen zu helfen; aber ich ward von Unruhe verzehrt, wie sie den Kummer, den ich ihr wissentlich bereitete, tragen und wie sie sich in die Nothwendigkeit fügen werde, den seiner Erfüllung schon so nahe geglaubten Lieblingswunsch ihres Lebens jetzt noch scheitern zu sehen.

Der Geliebten selbst, der ich selbstverständlich bisher auch Alles verschwiegen hatte, was sich auf meinen eigentlichen künftigen Beruf bezog, und die mein Studium der Medicin, von dem ich ihr wohl dann und wann erzählt hatte, für mein Berufsfach hielt, machte ich auch von diesem Schritte, den ich für sie gethan, keine Mittheilung. Die Einwilligung meiner Mutter in der Hand wollte ich vor sie hintreten und um sie werben.

Wie glücklich konnten wir beide werden!

Zwar fielen mir gerade in diesen Tagen des Har-

rens die Worte wieder ein, mit denen sie mir vor langer Zeit einmal versichert, daß sie selbst aus Liebe nie ein Opfer bringen und nur dem Manne ihre Hand reichen werde, der ihr noch glänzendere Verhältnisse bieten werde, als ihre derzeitigen seien. Erst erschrak ich, doch nur um mich gleich wieder zu beruhigen. Denn so konnte sie sprechen, da sie nicht liebte; jetzt aber liebte sie, liebte sie mich, jetzt mußte sie auch im Stande sein, zu entsagen und ein Opfer zu bringen, wenn sie das Verlassen der Bühne und der damit zusammenhängenden Verhältnisse durchaus so nennen wollte.

An einem dieser Tage war es — der Sommer neigte sich seinem Ende zu — als Marion den Vorschlag machte, die schöne Witterung noch zu benutzen und einen Ausflug auf die Walterschwaige — einen benachbarten Vergnügungsort — zu unternehmen.

Ich ging mit Vergnügen auf die Idee ein.

„Wir wollen", sagte sie, „auf der Schwaige zu Mittag essen."

„Das wird herrlich werden", meinte ich.

„Doch wir können nicht allein fahren, wir brauchen noch einen Herrn und eine Dame."

„Glaubst Du?" sagte ich verstimmt.

„Ja, es ist nothwendig, um für alle Fälle das Gerede der Leute zu vermeiden."

„Wen würdest Du dann in Vorschlag bringen?“

„Die Dame haben wir gleich. Wir laden Lulu; sie ist sehr gern bei solchen Partien und verdirbt nichts.“

Lulu war die Soubrette des Theaters.

Ich hatte nichts gegen sie einzuwenden. „Und der Herr?“ fragte ich dann.

„Der Herr?“ wiederholte Marion nachsinnend. „Ich wüßte wohl einen, aber ob er Dir recht ist?“

Ich errieth, wen sie meinte.

„Nein“, antwortete ich, „mit diesem Herrn mache ich keinen Ausflug.“

„Ich habe mir das wohl gedacht“, warf Marion ein.

Sie brachte dann den und jenen in Vorschlag.

Ich hatte an allen etwas auszusetzen.

Marion kam endlich wieder auf Doctor Breitsam zurück, den sie von Anfang an im Auge gehabt hatte.

Ich weigerte mich hartnäckig.

Sie suchte mir die Grundlosigkeit meiner Einwände nachzuweisen und nannte mein Beharren auf der Weigerung Eigensinn.

Sie jammerte, daß auf diese Weise der ganze Plan zu nichte werde, und schalt mich, daß ich nicht

im Stande sei, ihr zu Liebe eine persönliche Abneigung zu überwinden.

Diese Anklage verdroß mich um so mehr, als ich ihr noch nicht sagen durfte, einen wie viel größern Beweis meiner Liebe ich ihr zu geben gedachte. Ich überlegte und erinnerte mich daran, daß ich in jeder Stunde die Einwilligung meiner Mutter zu der Verlobung mit Marion erhalten müsse, daß also, wenn die Partie nach der Walterschwaige wirklich noch vor dem Eintreffen der ersehnten Antwort zu Stande kommen werde, es sich höchstens darum handle, die Gegenwart des Doctor Breitsam zum letzten Male zu ertragen. Ueberdies hatte er Marion wirklich um Verzeihung gebeten, er hatte seine Liebeserklärung als einen unüberlegten Streich hingestellt, ich entschloß mich also, nachzugeben und mich noch einmal in die Anwesenheit des mir so unangenehmen Herrn zu finden.

Es wurde einer der nächsten Tage, an dem Marion abends eben nicht beschäftigt war, festgesetzt, und diese erbot sich, die Zwischenträgerrolle zwischen Breitsam und mir zu übernehmen. Ich wollte in keinem Falle derjenige sein, welcher die Annäherung wieder zu suchen schien. Doctor Breitsam erklärte sich zu Allem bereit, und während ich an den Wirth der Walterschwaige schrieb, wählte er bei einem Lohnkutscher eine glänzende

Equipage aus, welche die Damen auf die Walterschwaige bringen sollte. Wir selbst beabsichtigten in einem Zweispänner vorauszufahren und Marion nebst Lulu auf der Schwaige zu erwarten.

Zur bestimmten Stunde hielt Doctor Breitsam vor meiner Wohnung im Wagen. Ich hatte ihn seit unserer letzten Begegnung nicht mehr gesehen und gesprochen und war eben im Begriffe, den Plaid über die Schulter zu werfen und mein Zimmer zu verlassen, als es draußen klingelte.

Ich öffnete, es war der Postbote.

Zitternd vor Aufregung griff ich nach dem Briefe, den er mir überreichte, ich blickte auf die Handschrift der Adresse, es war die Antwort meiner Mutter.

In meine Wohnung zurückgekehrt, öffnete ich und las den Brief. Es war so, wie ich erwartet hatte, er enthielt die Einwilligung, die ich ersehnt hatte, aber er sprach auch deutlich und ergreifend von der schmerzlichen Enttäuschung, welche ich der Mutter bereitet. Sie schrieb gefaßt und ruhig, aber ich glaubte in ihr thränenumflortes Auge zu blicken. Sie wollte meinem Glücke nicht entgegen sein, sagte sie und segnete mich am Schlusse des Briefes.

Auf einen Stuhl gesunken, betrachtete ich die Züge der geliebten, theuern Hand. Ich hätte am liebsten weinen mögen, ich wußte nicht, ob aus Freude oder aus Schmerz.

Da wurde die Schelle an der Hausthür heftig gerissen, ich schrak auf und verbarg den Brief in meiner Tasche.

Es war Doctor Breitsam, den ich ganz vergessen hatte.

„Zum Teufel", rief er, „wo stecken Sie denn? Ich sitze schon eine halbe Stunde unten im Wagen und erwarte Sie. Ich wette, daß die Damen schon längst vorausgefahren sind und wir zu spät kommen."

Ich entschuldigte mich, so gut ich konnte, und stieg mit Doctor Breitsam in den Wagen, der uns rasch durch die Stadt und hinaus auf die luftigen, sonnigen Höhen brachte, die den Strom entlang zur Walterschwaige führten.

Achtes Kapitel.

Es war ein wunderschöner Tag und das Herz dehnte sich einem ordentlich aus, wie wir durch die malerische, sonnenerfüllte Landschaft fuhren. Hinter uns blieb die Stadt, links von uns spannten sich weite grüne Felder, zur Rechten rauschte der Strom im Thal, und vor uns lag im schönsten zarten blauen Duft das Gebirge gestreckt von den fernen Tiroler Alpen an der steil abfallenden Zugspitze vorbei bis zu den Ausläufern des schwäbischen Algäus.

Immer und immer nur an das Theater und seine Umgebung gebannt, hatte ich diesen Anblick lange entbehrt, und so sog ich mit um so größerer Lust die reine, waldfrische Luft ein und freute mich innig der Sonne, die so voll und golden vom wolkenreinen Himmel lachte.

Wäre nur nicht der Brief in meiner Tasche gewesen! Er zog immer wieder meine Gedanken von den Schönheiten ab, die mich hier umgaben, und er war es auch, welcher mich nur allzu wenig Aufmerksamkeit den Worten meines Begleiters schenken ließ, der seine Aufgabe darin sehen mochte, mich zu unterhalten. Er sprach von allem Möglichen und kam vom Hundertsten ins Tausendste, wie man zu sagen pflegt. Unsere letzte Unterredung ließ er unberührt — ein Taktgefühl, das ich bei ihm nicht gesucht hätte.

„Apropos", sagte er, nachdem wir schon mehr als die Hälfte Wegs zurückgelegt hatten, „Sie scheinen heute fast zu nachdenklich gestimmt; was geben Sie mir, wenn ich Ihrer lahmliegenden Heiterkeit einigermaßen auf die Beine helfe?"

„Haben Sie ein sicheres Mittel?" fragte ich.

„Unzweifelhaft. Doch mache ich zur Bedingung, Sie dürfen sich nur davon erheitern lassen, das heißt: Sie sollen mir dabei mit gewissen unzarten Ausdrücken vom Halse bleiben."

„Sie nehmen ja doch keine weitere Notiz davon", lachte ich.

„Wenn ich es auch nicht merken lasse", entgegnete Doctor Breitsam in dem von mir schon einmal an ihm beobachteten biedern, weichen, fast an Sentimentalität

streifenden Tone, „es thut mir doch innerlich weh, von Ihnen so behandelt zu werden."

„In der That? Sie überraschen mich."

„Und Sie sind es, der mich verkennt und der mir Unrecht thut."

„Schön, schön!" rief ich ungeduldig. „Rücken Sie mit Ihrem Mittel heraus, sonst bin ich erheitert, bevor Sie jenes nur anwenden."

„Hören Sie also. Wie ich Ihnen kürzlich erst bei einer gewissen Gelegenheit sagte, gehen die Geschäfte gegenwärtig sehr flau. Sie erinnern sich doch?"

„Sehr gut."

„Um diesem Uebelstande abzuhelfen, verfiel ich auf eine Idee, die —"

„Ihrem speculativen Kopfe sicher alle Ehre machen wird", unterbrach ich ihn.

„Sie mögen selbst urtheilen. Ich beabsichtige demnächst für das Theaterpersonal ein Abonnement zu eröffnen."

„Ein Abonnement? Auf was denn?"

„Wie können Sie nur fragen! Ein Abonnement auf meine Handschuhe, ein Handschuhabonnement."

„In der That, Sie erheitern mich. Ihre Idee ist neu. Sie haben doch dabei die Leihbibliotheken im Auge?"

„Nichts Anderes. Wie nicht Jedermann im Stande ist, sich diejenigen Bücher zu kaufen, deren Kenntniß ihm doch unerlaßlich ist, so vermag auch nicht Jedermann, namentlich beim Theater, diejenigen Kosten zu bestreiten, welche ihm der häufige und nothwendige Gebrauch der Handschuhe auferlegt."

„Ach", sagte ich, „die Primadonnen werden doch —"

„Auf diese rechne ich auch weniger", fiel Breitsam ein. „Mein Plan ist mehr für die kleinern Schauspieler und was drum und dran hängt, berechnet."

„Die Handschuhe werden schmuzig! Aber das genirt Sie nicht!"

„Warum denn? Ich habe bei meinem Plane Alles dies schon in Anschlag gebracht. Hören Sie mich nur. Mein Abonnement zerfällt in drei Klassen. Die erste umfaßt alle bedeutendern Kräfte des Theaters. Diese bekommen den Handschuh frisch und neu aus dem Laden, und zwar zum nur einmaligen Gebrauch. Alsdann wird der nämliche Handschuh zur Benutzung der zweiten Klasse zugetheilt, welche die kleinern Schauspieler, die Darsteller der Bedientenrollen und andere umfaßt. Diesen stelle ich den Handschuh dreimal zu Gebote. Alsdann kommt er, natürlich geputzt und gereinigt oder nach Umständen auch gefärbt, zur Dienstleistung in die dritte Klasse, welche die Choristen und

Choristinnen, Figurantinnen und ähnliches Volk einschließt, und von hier, nach gleichfalls dreimaliger Benutzung, wandert er wieder in meinen Laden zurück, wo er, wenn er nicht allzusehr mitgenommen worden ist, immer noch einen Abnehmer zu annehmbarem Preise finden kann. Ich zähle dabei auf Dienstmädchen, Gesellen, Bediente, Studenten."

„Ihr Plan ist vorzüglich", lachte ich. „Doch wie wollen Sie Controle üben?"

„Darüber bin ich mir noch nicht ganz klar; ich werde aber den Modus, zweifeln Sie nicht daran, noch finden."

„Und Sie rechnen also wirklich auf eine starke Betheiligung?"

„Mit Zuversicht. Man wird sich um die Abonnements reißen."

„Man wird", fiel ich ein, „diese Ihre neueste Speculation mit Ihren Theaterreferaten in Verbindung bringen."

„Wird man?" wiederholte Doctor Breitsam spöttisch. „Man wird Unrecht thun."

„Man wird", sagte ich nachdrücklich, „sich nur aus diesem Grunde an Ihrem Handschuhabonnement betheiligen."

„Das müßte ich bedauern."

„Sie sind wieder im Begriffe, eine Ihrer speculativen Handlungen zu begehen, welche —"

„Bitte, bitte", unterbrach mich Doctor Breitsam und hielt mir den Mund zu. „Das geht wider unsere Verabredung. Keine unpassenden Ausdrücke! Sehen Sie lieber dorthin, wir kommen richtig zu spät."

Ich folgte der angedeuteten Richtung und bemerkte zwei Damen, welche am Saume des fast unmittelbar an die Walterschwaige stoßenden Waldes spazieren gingen.

„Wahrhaftig, wir kommen zu spät", rief ich, „das ist Marion."

Als wir in den Hof der Schwaige einfuhren, sahen wir auch schon die Equipage stehen, welche die beiden Damen herausgebracht hatte.

Doctor Breitsam bedeutete unsern Miethkutscher, daß wir seiner nicht mehr benöthigt seien und daß er nach Hause fahren könne.

„Wie sollen wir aber in die Stadt kommen?" fragte ich.

„Heute Abend fahren wir mit den Damen", entschied Doctor Breitsam.

„In derselben Equipage?"

„Versteht sich! Das wird der Hauptspaß werden!" —

Der arme Doctor Breitsam, wie sollte sich er enttäuscht sehen!

Wir gingen auf den Wald zu, von dem aus uns die beiden Mädchen schon entgegenkamen.

Marion trug ein schlichtes weißes Kleid mit blauem Seidengürtel, von welchem eine Schleife von der nämlichen Farbe niederflatterte.

Sie war voll Einfachheit und Schönheit.

Ich hatte sie den Tag vorher gebeten, gegen Doctor Breitsam nicht allzu freundlich zu sein. Sie werde mich sonst eifersüchtig machen, hatte ich gesagt. Sie begrüßte meinen Begleiter wirklich mit einer Kälte und Zurückhaltung, die fast unartig zu nennen waren und Doctor Breitsam für einen Augenblick verstimmten. Bald aber wählte er das bessere Theil und bestrebte sich, alle seine Liebenswürdigkeit an die schöne Soubrette zu verschwenden, die, auf das angenehmste davon berührt, ihm auf halbem Wege entgegenkam.

Der Ort, wo das Diner servirt werden sollte, war vom Wirth mit Geschick ausgewählt worden. Es war ein kleines Sallet, das wie ein Schwalbennest an die steil abfallende Felswand hingeklebt schien, zu deren Füßen sich breit und hastig der grüne Bergstrom vorüberwälzte. Das mit zierlichen Holzschnitzereien geschmückte Lusthäuschen hatte überallhin, ausgenommen

diejenige Seite, durch die man eintrat, hohe, breite Fenster und bot dadurch eine unbeschränkte Fernsicht. Gegenüber hob sich das andere Ufer des Stroms gleich steil und abschüssig, wie das diesseitige, doch in seiner ganzen Länge mit einem hochgewachsenen Fichten- und Föhrenwald bedeckt.

Auf der Südseite, wo die waldigen Ufer infolge einer Krümmung, die der Fluß machte, bald zusammenstießen, war in seiner ganzen Schönheit das blaue, mit einzelnen Schneeflächen fernhinleuchtende Gebirge sichtbar, während auf der Nordseite die den Strom beengenden Höhen bald zurücktraten und einer sandigen, spärlich von Buschwerk unterbrochenen Fläche Platz machten, an deren Ende die große Stadt mit ihren Thürmen und Kirchen ausgebreitet lag.

Unter muntern Gesprächen ging das Diner hin, das mit jedem neuen Gang in vollkommener Weise Zeugniß für die Kunst des Wirthes ablegte. Schon hatte ich den Pfropfen der ersten Champagnerflasche an die Decke fliegen lassen — zum großen Schrecken der Mädchen und zum Verdruß Breitsam's, der diesen Gebrauch für abgekommen und bäuerisch erklärte — als uns ein dumpfrollender Donner auf das Nahen eines Gewitters aufmerksam machte.

„Vortrefflich", rief Marion leuchtenden Auges und

schwang ihr überschäumendes Glas dem Blitze entgegen, der gerade im Gebirge aufzuckte, „die Götter laden sich zu Gaste, sie wollen mit uns sein! Blitz und Donner, seid willkommen, wie lieb' ich euch!"

Sie war aufgesprungen, und an das geöffnete Fenster tretend, durch das ein kühlender Wind, der Vorbote des Sturms, leicht hereinstrich, leerte sie den schimmernden Kelch bis zur Neige.

„Jetzt wird mir wohl", rief sie. „Gewitter und ich sind alte Freunde! Schon als Kind war ich nicht mehr im Hause zu halten, wenn ein Wetter im Anzuge war. Ich lief hin, wo ich am weitesten den Kampf der Elemente überschauen konnte, auf den Kirchthurm, auf eine benachbarte Anhöhe, auf die Stadtmauer, und als einmal mitten in einer Sommernacht ein tolles Gewitter über die Stadt hinzog, daß die Häuser zitterten und die Fenster klirrten, stand meine Mutter besorgt auf und fand, da sie sich umsah, zu ihrem Schrecken mein Bett leer. Ich war leise auf den Boden des Hauses geschlichen, und am Sparrenwerk mühsam bis zu einer Dachluke emporkletternd, spähte ich in die pechschwarze Nacht hinaus, mich an dem erhabenen Naturschauspiel ergötzend, während der Sturm mir die Locken zerwühlte und der strömende Regen mir das Gesicht peitschte."

Das Gewitter zog rasch näher, das Gebirge war längst in einen dunklen Regenschleier eingehüllt, als die sich immer schneller folgenden Windstöße die Wolkenmasse zu uns heraufjagten; da leuchtete es über unsern Häuptern auf, ein gewaltiger Donnerschlag folgte, und der Regen begann nun rauschend niederzufließen, selbst das jenseitige Ufer unsern Blicken entziehend.

„Das ist eine Festouvertüre!" lachte Marion und litt nicht, daß wir das Fenster schlossen, durch das der Wind den Regen hereinjagte. An den Pfosten gelehnt, schaute sie wie trunken in den Sturm hinaus, bisweilen nur sich zurückwendend und eine spöttische Bemerkung über die Soubrette machend, welche in der hintersten Ecke des Zimmers saß und ängstlich dem Verlaufe des Wetters folgte.

„Ich mache einen Vorschlag", rief Marion plötzlich „Wir wollen spazieren fahren. Wer hat Lust?"

„Jetzt? Bei diesem Unwetter?" fragte ich.

„Ja, gerade jetzt — durch den Sturm hin, unter dem Blitze weg."

„Um Gotteswillen, nein!" schrie die blasse Soubrette. „Das hieße den Himmel versuchen!"

„Seit wann sind Sie so fromm geworden, liebe Lulu?" spottete Marion. „Doctor Breitsam, haben Sie Lust?"

„Mit Ihnen durch Feuer und Wasser", rief der Gefragte.

„Gut, wir werden die Probe machen."

„Der Kutscher wird nicht wollen", mahnte ich.

„Bah, rufen Sie ihn; er wird sich doch nicht von uns beschämen lassen wollen?"

„Seine Pferde —"

„Rufen Sie ihn."

Der Kutscher kam und seine glühenden Wangen zeugten dafür, daß auch er den Champagnerkorb des Wirthes nicht ungenutzt an sich hatte vorübergehen lassen. In solcher Stimmung that er gegen den Vorschlag der Schauspielerin nur geringe Einsprache. Um so leichter wußte ihn Marion durch das Versprechen eines reichen Trinkgeldes zu bereden, und so ging er denn, einzuspannen.

Lulu schämte sich, allein zurückzubleiben, vielleicht fürchtete sie sich auch — genug, sie schloß sich uns an, mußte aber in das Coupé halb gehoben werden. Bald saß die ganze Gesellschaft im geschlossenen Wagen.

Die Wirthsleute umstanden uns, sprachlos über unser unerhörtes Beginnen. Der Schlag war zugefallen. Eben wollte der wackere Rosselenker seine Thiere antreiben, da flammte ein Blitz über den Hof hin, die Pferde

stiegen in die Höhe und schossen dann in vollem Galopp durch den Hof in die zum Gute gehörende Pappelallee hinaus.

Der Kutscher hatte alle Mühe, die Thiere in der Gewalt zu behalten, die Soubrette schrie laut auf, und auch Doctor Breitsam, der ihr gegenüber saß, sah etwas bedenklich drein. Die Anstifterin aber all des Unheils lachte und declamirte:

„Dem Sturm, dem Regen,
Dem Blitz entgegen —“

Wir fuhren nun wirklich unter dem Gewitter weg. Dem Kutscher gelang es, seine Pferde in eine ruhigere Gangart zu bringen. Der Himmel schien in ein Meer von Glut getaucht, der Donner umheulte uns, und ich hätte vielleicht auch einige Besorgniß für den guten Ausgang unserer seltsamen Spazierfahrt gehegt, wenn mein Blick nicht bewundernd an Marion gehangen hätte, deren ganzes Wesen ein verändertes, ein gehobenes, fast begeistertes schien.

Wir waren so eine Strecke zugefahren, vielleicht eine kleine halbe Stunde weit, als die Allee, auf der wir hinrollten, in die Landstraße einlenkte, welche wieder zurück zur Walterschwaige führte.

Die Soubrette erhob sich mühsam vom Polster, in welchem sie die ganze Zeit stumm und mit geschlossenen

Augen gelegen, und bat aufs flehentlichste, endlich umzukehren.

Die Arme dauerte mich und ich vereinigte meine Bitten mit den ihrigen.

Auch Doctor Breitsam schien sich im Sallet behaglicher zu fühlen; denn unser Ansuchen unterstützend und auf das zitternde Mädchen hindeutend, parodirte er:

„O laßt nun genug sein des grausamen Spiels!
Sie hat euch bestanden, was keine besteht."

„Meinetwegen", lachte Marion, „das Wetter ist ohnedies bald vorüber."

Ich bog mich zum Schlage hinaus und gab dem entsprechenden Kutscher Weisung, die dieser mit zufriedenem Brummen befolgte, Lulu athmete leichter auf, wir sahen uns alle schon wieder geborgen hinter den unserer noch harrenden Champagnerflaschen, da wurden unsere Augen plötzlich geblendet, wie wenn ein Feuerball auf uns herabgefallen sei, und im selben Moment krachte und knatterte es über unsere Köpfe hin, als ob das ganze Gebäude des Himmels einstürzen wolle.

Ich werde diesen Augenblick nie vergessen.

„Eingeschlagen!" riefen wir alle aus einem Munde mit Ausnahme der Soubrette, die zuckend in der Ecke lag.

Nachdem ich mich zunächst überzeugt, daß wir im

Wagen keinen Schaden genommen — der Blitz hatte, wie der Kutscher später erzählte, dreißig bis vierzig Schritte vor uns einen Baum gespalten — sah ich nach unserm Rosselenker, ob er der Thiere noch Herr sei. Diese stiegen und sperrten sich freilich mit möglichster Kraftanstrengung gegen Zügel und Zaum und hatten keine bessere Absicht als die, durchzugehen, aber glücklicherweise gelang es dem Manne, die scheuen Pferde zu beruhigen und wenigstens so weit an sich zu halten, daß sie immer noch in seinen Händen waren.

Was ich hier erzähle, war nur das Thun und Beobachten eines Augenblicks. Noch hatte ich kaum mich vom glücklichen Stande der Dinge überzeugt, da fuhr ich erschreckt vom Chaisenfenster zurück, denn sausend und brausend jagte ein Wagen vorüber, der hinter uns hergekommen sein mußte und dessen Pferde infolge des Blitzschlags durchgegangen waren. Er flog daß die Räder zerschellen mußten, und schon schien auch ein Unfall geschehen zu sein, denn unser Kutscher hielt an und rief mir zu, auszusteigen.

Nachdem ich Breitsam gebeten, bei den Damen zu bleiben und namentlich der armen Soubrette beizustehen — auch die Zuversicht Marion's schien etwas geschwunden — verließ ich den Wagen und eilte auf die Straße.

Ungefähr achtzig Schritte vor uns hatten die durch-

gegangenen Pferde den Wagen in den Chausseegraben geschleppt und waren, nachdem dieser sich in Schmuz und Koth festgerannt, stehen geblieben. Jetzt war der Kutscher vom Bock gestiegen und suchte die zitternden Thiere durch Streicheln und Zureden zu beruhigen.

Ich rief ihm zu, ob kein Unglück geschehen sei.

„Den Pferden nicht", gab er zur Antwort, „dem Wagen, wie ich glaube, auch nicht. Aber da drinnen, da sehen Sie einmal hinein."

Ich trat an den Wagenschlag und sah in der Ecke des Coupés eine nicht mehr ganz junge Dame liegen, ohne Besinnung, ohnmächtig.

Ich riß den Schlag auf, ich rieb der Fremden die Schläfe, umsonst.

Zum Glücke fiel mir ein, daß Marion oder ihre Begleiterin gewiß ein Riechfläschchen bei sich haben würde; ich eilte also zum Wagen zurück und bat um ein solches.

„Ist die Dame jung? Ist sie schön?" rief Doctor Breitsam alsbald.

„Ich weiß es wahrhaftig nicht", entgegnete ich ärgerlich. „Ich habe die Ohnmächtige bis jetzt weder auf ihre Jugend noch auf ihre Schönheit angesehen."

„Dann muß ich hin", antwortete Doctor Breitsam eilfertig, „ich will die Fremde sehen."

„Bleiben Sie doch hier bei unsern Damen", fuhr ich auf, und auch Lulu, die wieder zu sich gekommen gekommen war, sagte ängstlich:

„Ach ja, bleiben Sie hier, Herr Doctor."

Der aber war nicht mehr zu halten; mit beiden Füßen sprang er aus dem Wagen und eilte, das Lorgnon ins Auge gekniffen, mir durch Schmuz und Regen nach.

Eben hielt ich der Ohnmächtigen das Flacon unter die Nase, als mich Doctor Breitsam einholte. Er warf einen einzigen Blick in den Wagen, dann prallte er erschrocken zurück und rief:

„Mein Gott, nun falle ich auch in Ohnmacht!"

„Was ist Ihnen?" rief ich besorgt.

„Meine Frau, meine Frau!" jammerte jener.

„Sind Sie toll?" rief ich wieder und glaubte wirklich einen Irreredenden vor mir zu haben.

„Ich wollt', ich wär 'es!" jammerte Doctor Breitsam wieder. „Diese Dame ist meine Frau."

„Ihre Frau? Sind Sie denn —"

Verheirathet, wollte ich fragen. In diesem Augenblicke aber kam die Ohnmächtige zu sich, sah sich langsam um, wie wenn sie sich auf etwas besinnen wolle, und fragte dann:

„Wo bin ich denn?"

Da trat Doctor Breitsam vor und sagte — ich hatte ihn noch nie in so vollendetem Humor gesehen — mit zärtlicher, vor Rührung erstickter Stimme:

„An der Brust Deines liebenden Gatten."

Damit schloß er sie in die Arme.

„Breitsam", rief die Dame erregt, „Breitsam, bist Du es? Gott sei Dank, daß ich Dich endlich wiederhabe!"

„Ja", sagte Breitsam mit erstickter Stimme, indem er seine Umarmung wiederholte, „Gott sei Dank, daß wir uns wiederhaben."

Er ließ dabei sein Lorgnon aus dem Auge fallen und schien voll dankbarer Rührung zum Himmel zu blicken.

„Wie kommst Du aber in aller Welt hierher?" forschte er dann.

„Sieh, Männchen, Du hast so lange nicht geschrieben und ich habe zugleich Sachen von Dir gehört, Sachen — Männchen, ich sage Dir, wenn nur die Hälfte davon wahr ist, darf ich Dich nicht mehr lieb haben."

„Na, so schlimm wird es nicht sein", fiel Doctor Breitsam ein, „die Welt verleumdet."

„Da hab' ich mich denn gestern Abend auf die Eisenbahn gesetzt und bin heute Mittag in der Stadt ange-

kommen. Wie ich nach meinem Männchen frage, heißt es, er ist auf der Kalterschwaige —"

„Walterschwaige", verbesserte Doctor Breitsam.

„Da konnt' ich es nimmer aushalten, fuhr Dir nach, und ehe ich es nur erwarte, muß ich Dich hier finden. Ist es nicht rührend?"

Dabei schien sie sich wieder an die Brust ihres Gatten werfen zu wollen; dieser aber, der sich in solcher Beziehung offenbar genug gethan zu haben glaubte, machte den Kutschenschlag zu, daß er wie ein Schlagbaum zwischen ihm und seiner Frau stand, und antwortete dann:

„Ja, hier auf der Landstraße, es ist wirklich rührend."

„Und wie geräthst Du hierher, Männchen?" forschte Frau Breitsam nun ihrerseits. „Bei diesem Wetter!"

„Wir sind Dir entgegengefahren."

„Du scherzest. Wer konnte Dir sagen, daß ich käme?"

„Die Stimme meines Herzens", antwortete der Gefragte melancholisch.

„Und nun fährst Du mit mir?"

„Nein, liebes Kind! Das wäre ja unartig gegen die übrige Gesellschaft, welche mit mir Dir entgegengefahren ist. Aber wir sehen uns gleich wieder. Nicht wahr, Herzchen?"

Er hatte diese Worte sanft und zärtlich gesprochen und am Schlusse die Hand geküßt, welche ihm seine Frau liebevoll lächelnd gereicht. Nun erhob er sich und rief mit lauter Stimme:

„Fahr' zu, Kutscher!"

Da hieb der Kutscher ein und im Flug rollte der Wagen mit Frau Breitsam dahin.

Mein würdiger Freund sah ihm eine Weile nach, dann wandte er sich zu mir und sagte, das Lorgnon wieder ins Auge gekniffen und die beiden Hände in den Hosentaschen, in seiner trockenen Weise:

„Na, was meinen Sie zu dem Halleluja? Das ist ein Wiederfinden! Auf der Landstraße, bei Sturm und Regen, bei Donner und Blitz! Doch jetzt kommen Sie, wir wollen zu unsern Damen gehen."

Die ganze Scene hatte auf mich zunächst einen unendlich komischen Eindruck gemacht. Breitsam, der Allerweltsliebhaber, plötzlich verheirathet! Dabei an ein von zärtlichem Gefühl überströmendes Weib, dessen süßes Girren und liebevolles Anklagen er mit vollendeter Ironie beantwortete! Wahrhaftig, die beiden Gatten schienen einander würdig.

Neuntes Kapitel.

Wir wurden von Marion wegen unseres langen Ausbleibens mit lauten Vorwürfen empfangen, die jedoch verstummten, als beide Damen mich in der augenscheinlich heitersten Stimmung, Breitsam aber nachdenklich und fast verblüfft hinter mir herschreiten sahen.

„Was ist Euch begegnet? Was ist geschehen?“ wurden wir gefragt.

„Sie müssen Doctor Breitsam erzählen lassen“, rief ich, in lautes Gelächter ausbrechend; „er allein weiß unser Abenteuer richtig zu würdigen.“

„Ob ich es weiß!“ seufzte Breitsam und fuhr sich von hinten über die kahle Stirn herüber.

„Dann erzählen Sie“, rief Marion. „Hurtig, steigen Sie ein und lassen Sie uns nicht zu lange warten.“

„Was ist da viel zu erzählen!" entgegnete Breitsam, nachdem er wieder Platz genommen. „Sie sehen ja, wie froh ich bin! Ich habe meine Frau gefunden."

„Eine Frau? Das wissen wir ja schon. Heraus damit, wer ist diese Frau?"

„Ich sag' es ja — meine Frau!"

„Ihre Frau?"

„Um Gotteswillen, was ist da so Seltsames dabei? Ja, ja, ja, es ist meine Frau, mein Weib, Ehegespons, Ehegattin, conjux, uxor — was weiß ich noch!"

„Na, na, ereifern Sie sich nicht", unterbrach ich Doctor Breitsam, der den durch unser Erstaunen Gekränkten spielen zu wollen schien, „das ist allerdings seltsam, wenn einer, der überall als Junggeselle gilt und sich als solcher gerirt, plötzlich auf der Landstraße eine Dame findet, die ihm an den Hals fliegt und sich als seine ehrsame Ehefrau vorstellt. Oder ist das nicht seltsam?"

„Seltsam?" schrie der Gefragte. „Seltsam? Nein, das ist ärgerlich und verdrießlich. Aber so war meine Frau immer: gerade da kam sie, wo man sie am wenigsten erwartet hätte, und gerade dann, wenn man sie am liebsten davon gewußt hätte. Macht sie es heute anders? Sie konnte es nicht besser in Scene

setzen: kaum schlägt der Blitz ein, ist sie auch da. Der reinste Elias, der, wenn ich mich recht entsinne, auch in einem Feuerwagen vom Himmel gekommen ist."

„Sie haben aber", spottete ich, „doch unendlich zärtlich mit ihr gethan."

„Nun ja — Männchen, Herzchen — Herzchen, Männchen — das geht so hin und her. Man thut das der Welt wegen. Meine Frau ist wie ich. Nur keine Aufregung, nur keine —"

„Nur keine unpassenden Ausdrücke!" fiel ich ein.

„Allerdings. Die führen ohnehin zu nichts."

„Nun stillen Sie doch rasch unsere Neugierde", rief ich. „Erzählen Sie uns! Wo lebte Ihre Frau? Seit wann sind Sie verheirathet? Wie viele — kurz, stellen Sie uns Ihre Familienverhältnisse vor, damit wir uns keine Blöße geben."

„Seit fünf Jahren", antwortete Doctor Breitsam, „ist meine Frau so glücklich, mich zu besitzen. Ich habe Ihnen seiner Zeit gesagt, daß ich in W. ein Siegellackgeschäft gekauft habe, das dann auf die Gant gekommen sei. Davon ist nur die Hälfte wahr: ich habe das Geschäft nicht gekauft, sondern erheirathet; auf die Gant ist es darum doch gekommen. Meine Frau hat sich meinetwegen mit ihrer ganzen Familie überworfen, die es nicht dulden wollte, daß sie mich

heirathe und mir das im schönsten Flor stehende Geschäft zubringe. Ich weiß nicht, was die Leute gegen mich hatten, vielleicht konnten sie das Schielen nicht leiden. Genug, ich heirathete mein Herzchen dennoch und damit hat denn auch die Siegellackfabrick ihren ersten Stoß erhalten. Sehen Sie, ich hatte keine Freude an dem Geschäft, es ging mir zu solid. Nachher kamen noch mehrere Stöße und endlich brach Alles über unserm Kopf zusammen. Nun aber bekam ich auch erst das rechte Interesse an der Fabrik. Man fing nämlich kaum in der Stadt zu munkeln an, wie schlecht es mit mir stehe, so setzte ich mir in den Kopf, das ganze Geschäft wieder in die Höhe zu schwindeln. Zu diesem Zwecke ging ich abends in das erste Gasthaus der Stadt, aß wie ein Prinz, trank wie ein König und erzählte fortwährend von den kostbaren Schmucksachen und den türkischen Shawls, die ich meiner Frau geschenkt haben wollte. Wer mich sprechen hörte, mußte mich für den Krösus aller Fabrikanten halten, aber es war zu spät, es half nichts mehr. Die einen zwar ärgerten sich aus Neid, daß sie ihren Frauen nicht auch solche Pretiosen kaufen konnten, den meisten aber stieg die Galle darüber auf, daß ich ihnen solche Renommistereien zu glauben zumuthete. Schließlich ging das Geschäft unter allgemeinem Halleluja zu Grunde und ich saß in

der Patsche. Was sollte ich beginnen? Von den Verwandten meiner Frau war kein Heller herauszupressen, so kam ich endlich auf den Einfall, unter die Gelehrten zu gehen und Reisebücher zu schreiben. Wie ich das trieb, wissen Sie bereits. Als ich nach einiger Zeit diesen ehrenreichen, aber gewagten Erwerbszweig aufgab, reiste ich hierher, mein jetziges Geschäft zu kaufen. Das war vor nun anderthalb Jahren. Mein Herzchen wollte mir zwar sogleich folgen, ich verstand ihr aber klar zu machen, daß ich selbst erst festen Boden fassen müsse, und so blieb sie. Von Zeit zu Zeit besuchte ich sie und war bemüht, sie in ihrem Strohwittwenstande zu trösten. Na, nun ist sie da und ich zweifle nicht, daß sie mir nimmermehr zurückkehren wird. Wahrscheinlich wird der ganze Haushalt bis auf Katze und Kanarienvogel im Laufe des morgigen Tages hier eintreffen, wenn er nicht schon da ist. Eins, wenn es Sie interessiren sollte, mag zum Schlusse noch bemerkt werden: Kinder sind nicht."

Breitsam's offenherzige Erzählung war mehrfach durch unser Lachen unterbrochen worden. Der Mann wußte sich zu persifliren, das mußte man zugeben. Zu weitern Glossen gebrach es an Zeit, denn er hatte kaum geendet, als der Wagen in den Hofraum rollte und vor dem Lusthäuschen hielt.

Breitsam begab sich in das Wirthschaftsgebäude, wo ihn vermuthlich seine Frau erwartete; wir Andern traten in das Sallet, das nun wieder den schönsten Blick auf die sonnige Landschaft bot. Das Wetter hatte die Luft gereinigt und ein erfrischender würziger Duft stieg von den Bäumen empor und wallte in das kleine Gemach herein.

Marion bat die Soubrette, sich nach der Wirthin umzusehen, der sie einen Auftrag zu geben wünsche; ich sah wohl ein, daß sie mit mir allein sein wollte.

Als Lulu die Thür hinter sich geschlossen, trat sie auf mich zu und sagte, die Hände zusammenschlagend:

„Nun, was denkst Du von dieser Geschichte?“

„Ich bin erstaunt wie Du“, entgegnete ich.

„Das ist ja Schwindel!“

„Breitsam würde Deinen Ausdruck zwar unpassend finden, aber ich glaube, daß er den Nagel auf den Kopf trifft.“

„Er hat nie davon gesprochen, daß er nicht verheirathet sei; aber seine Art zu leben war doch so, daß man das annehmen mußte.“

„Gewiß.“

„Und dieser Herr hat sich unterstanden, mir eine Liebeserklärung zu machen und mir die Aussicht auf

seine Hand zu eröffnen! Du denkst gar nicht daran, wie mir scheint."

„Verzeih', liebe Marion; die Erinnerung daran war mein erster Gedanke, aber es lag in meiner Absicht, Dich selbst darauf kommen zu lassen."

„Er verdiente für diese Keckheit die schwerste Züchtigung!" rief Marion, und ich sah mit Freuden, daß sie den Handschuhfabrikanten Breitsam nun in seinem vollen Lichte zu erkennen schien.

„Die", entgegnete ich lächelnd, „kann man ihm immer noch angedeihen lassen."

„Ja, ja", rief das Mädchen, mich lebhaft bei der Hand fassend, „aber ohne Aufsehen, ohne Lärm. Still", setzte sie dann flüsternd bei, „sie kommen. Ich bin wahrlich begierig, wie Breitsam's bessere Hälfte aussieht."

Die Thür öffnete sich und herein trat das würdige Ehepaar, Arm in Arm, vor Glück strahlend.

Ich hatte eigentlich selbst zum ersten Male Gelegenheit, mir die Dame genauer anzusehen.

Frau Breitsam war sehr klein und sehr mager, sie reichte ihrem Manne kaum bis an die Schulter, aber Alles an ihr war spitz. Ihre Nase war spitz, ihre Schultern waren spitz, ihre Hände waren spitz — ich

zweifelte gar nicht daran, daß unter Umständen auch ihre Zunge spitz sein konnte.

Sie trug ein schwarzseidnes Kleid, das hoch über ein blaurothes Unterkleid hinaufgeschürzt war. Um den magern gelben Hals schlang sich eine goldene Uhrkette. Der Hut, den sie trug, war weiß und sein greller vielfarbiger Ausputz zeugte von dem schlechten Geschmack seiner Besitzerin.

Doctor Breitsam beeilte sich, die Damen einander vorzustellen.

„Ah, Fräulein Marion", sagte seine Frau, auf die Schauspielerin zutretend, „wie freut es mich, Sie kennen zu lernen. Sie sind es also, der zu Liebe ich mich begraben lassen soll!"

„Madame!" entgegnete Marion verblüfft und einen Schritt zurücktretend.

„Nun ja, sind Sie es nicht, die meinen Mann gern heirathen möchte?

„Madame!" fuhr Marion jetzt zornig auf, aber schon trat Doctor Breitsam ängstlich dazwischen.

„Herzchen, Herzchen", sagte er, „was sprichst Du da für unverständliche Dinge!"

„Du siehst, Männchen, daß ich Alles weiß — Alles, sag' ich Dir, und mehr noch, als Dir lieb ist."

„Laß uns nachher davon sprechen. Fräulein Marion,

beruhigen Sie sich, das Mißverständniß wird sich aufklären, und Du, Herzchen, wirst sehen, wie wenig Du Ursache hast, dieser Dame feindlich zu begegnen."

„Gott bewahre", lächelte Frau Breitsam, „ich habe nicht das Geringste gegen dieses Fräulein. Sie sind jung, schön, ich sehe, daß mein Männchen Geschmack hat; ach, er hat immer Geschmack gehabt. Aber sagen Sie, sind Sie wirklich vom Ballet?

„Ich bin Schauspielerin, Madame."

„Gott sei Dank! Man hatte mir gesagt, Sie seien vom Ballet, und das, offen gestanden, hätte mich von meinem Manne verdrossen. Sehen Sie, ich mag das Ballet nicht leiden, sowohl wegen seiner Tricots, als wegen seiner unmoralischen Gesinnungen. Aber Schauspielerin — das lasse ich mir gefallen. Nun, seien Sie aufrichtig, ist Ihnen mein Männchen wirklich so gefährlich gewesen?"

„Ich verstehe Sie nicht —"

„Na, bekennen Sie es nur, er wird es Ihnen gerade so gemacht haben wie mir, als er um mich anhielt. Weißt Du es noch, Männchen?"

„Ja, ja, mein Kind, aber nun setze Dich nur, ich habe Kaffee bestellt."

„Kaffee?" rief Frau Breitsam. „Nein, nein, dort steht Champagner, ich will Champagner trinken! Das

ist der beste Wein, Männchen, und ich habe schon lange keinen Champagner mehr getrunken. Komm, gib mir Dein Glas, damit ich mit den Herrschaften anstoßen kann."

Man nahm Platz und die Flasche machte die Runde. Frau Breitsam hielt ihr Glas in die Höhe und sah munter herum.

„Männchen", sagte sie dann, „Du hast Dir da eine allerliebste Gesellschaft ausgewählt. Diese beiden Damen sind jung und reizend; wie galant jener Herr sein kann, habe ich vorhin schon — aber wahrhaftig, ich habe Ihnen noch nicht einmal für Ihre gefällige Hülfe gedankt. Nehmen Sie mir das nicht übel. Sie müssen diese Unachtsamkeit der Freude zuschreiben, die ich empfand, als ich mein Männchen wieder vor mir sah. Ein solches Gefühl überwiegt alle andern Empfindungen."

„Ach ja", seufzte Doctor Breitsam und führte sein Glas an den Mund.

„Und nun, meine Herrschaften", fuhr seine Frau fort, „trinken wir darauf, daß wir uns recht oft in so vergnügtem, heiterem Kreise sehen mögen."

Marion und ich sahen uns verwundert an, doch was war zu thun? Wir mußten wohl mit Frau Breitsam anstoßen.

„Du hast also vor, hier zu bleiben?“ fragte Doctor Breitsam, sein Glas auf den Tisch stellend.

„Freilich! Jetzt erst recht, nachdem ich sehe, wie gut man sich bei Euch amüsirt.“

„O ja, das thut man.“

„Man wird das auch ferner thun“, meinte Frau Breitsam.

„Ohne Zweifel“, entgegnete ihr Mann kleinlaut; „es wird recht artig werden.“

„Nun will ich Dir auch erzählen“, rief Frau Breitsam lebhaft, „wie ich dahinter gekommen bin, daß Du für Fräulein Marion eine fast allzu warme Neigung in Deinem empfindsamen Herzen trägst.“

„Bitte, bitte“, unterbrach sie ihr Mann, „ich bin durchaus nicht neugierig, am wenigsten auf Dinge, die ihre Existenz nur der Verleumdung und dem Klatsch verdanken.“

„Du sollst mich doch hören.“

„Du bedenkst nicht, daß Du das Fräulein durch Deine Erzählung verletzen könntest!“

„Unmöglich. Höre nur. Du weißt, daß wir in W. ein Sommertheater haben?“

„Ja.“

„Es ist nicht allzu schlecht, wenn es auch nicht gerade den höchsten Anforderungen der Kunst entspricht.“

„Ich kenne den Director, sein Theater ist das richtige Meerschweinchen.“

„Vor vier Tagen nun hatte ich Anlaß, diesem Herrn einen Besuch zu machen.“

„Du?“

„Du kennst meine Leidenschaft für das Theater, die der Deinigen um nichts nachsteht. Vielleicht bist Du es sogar, der sie mir erst eingeflößt hat. Diese Leidenschaft suchte ich zu bethätigen.“

„Durch Kritiken?“

„Was denkst Du!“ sagte Frau Breitsam geringschätzig. „Mein Ehrgeiz ging höher, ich schrieb ein Lustspiel.“

„Du eine Komödie? Na, das ist wirklich lächerlich.“

„Nicht so sehr, als Du glaubst“, sagte Frau Breitsam schnippisch. „Mein Lustspiel hat fünf Acte, gute Scenen, dankbare Rollen, einen Effect nach dem andern — der Erfolg kann gar nicht fehlen. Ich ging also zum Director, ihm mein Stück zur Aufführung einzureichen.“

„Unter Deinem Namen?“

„Nein, dazu hatte ich den Muth noch nicht. Ich sann also auf einen Ausweg und begnügte mich, nachdem Du mir die erste Hälfte unseres Namens schon

weggenommen, mit der zweiten, ich nannte mich Sam, Julie Sam."

„Also, Frau Julie Sam", spottete ihr Mann, „was sagte der Director?"

„Laß mich nur geordnet und in der Reihenfolge erzählen", rief Frau Breitsam verdrießlich.

„Verzeih' noch einen Augenblick — wie heißt der Titel Deines Lustspiels?"

„Ein Haus wird verkauft."

„Ein recht poetischer Titel, voll feinen Humors!" spottete Doctor Breitsam. „Doch fahre nur fort, ich will Dich nicht mehr unterbrechen."

„Als ich zum Director kam, mußte ich im Vorzimmer warten; es sei bereits ein Herr im Bureau, sagte der Diener und bot mir einen Stuhl. Ich wartete. Das Gespräch nebenan wurde sehr laut geführt, meine Gedanken waren jedoch vollkommen mit dem Manuscript beschäftigt, das ich in der Tasche trug. Plötzlich hörte ich den Namen Breitsam. Ich fuhr auf und eilte auf das Zimmer zu, in welchem der Director sich befand, ich glaubte gerufen worden zu sein. Der Diener hielt mich zurück und klärte mich über meinen Irrthum auf. Nun horchte ich, denn daß mein Name genannt worden war, stand mir außer Zweifel. Ich lauschte und vernahm, wie sich

der Director von dem Herrn, der ihn eben besuchte, Mittheilungen über die Verhältnisse des hiesigen, Ihres Theaters erbat. Man war dabei auch auf Sie gekommen, Fräulein, und der Director bedauerte, Sie für kein Gastspiel gewinnen zu können. „Die hat jetzt keine Zeit“, rief der Besucher, „ihre Verehrer lassen sie nicht fort.“ — „Hat das Fräulein deren so viele?“ fragte der Director. „Ja; vorgestern Abend erst, es war in einer lustigen Weinkneipe, erzählte der Doctor Breitsam — der Herr Director kennen ihn doch?“ — „Den Handschuhfabrikanten? Ob ich ihn kenne!“ — „Nun, der erzählte, als über die Sprödigkeit der Marion gespottet wurde, daß er ihr einen Heirathsantrag gemacht habe, aber abgewiesen worden sei.““

„Haben Sie das wirklich erzählt?“ fuhr Marion gegen Breitsam gewendet dazwischen.

„Wie können Sie glauben, Fräulein, —“ antwortete dieser, blutroth im Gesicht.

„Sie müssen es doch gethan haben“, brauste die Schauspielerin nun auf, „denn Doctor Wander und ich haben von Ihrer Keckheit geschwiegen. Sie haben sich also nicht entblödet, mich bloßzustellen, und sind so zu Ihrem eigenen Verräther geworden! Schämen Sie sich!“

„Mein Männchen hat demnach wirklich um

Sie angehalten?" rief jetzt Frau Breitsam entrüstet.

„Nun, nicht gerade das", entgegnete Marion ausweichend, da sie die leidenschaftliche Erregung der kleinen Dame sah und wenigstens hier eine Scene zu vermeiden wünschte.

„Na, beruhige Dich, Männchen", sagte Frau Breitsam spitzig. „Ich habe Dir schon viel zu Liebe gethan, aber zu Allem könnte ich mich doch nicht entschließen."

„Ich begreife gar nicht", stotterte ihr Mann verlegen, „wie Du auf solche Gedanken kommst."

„Dann höre weiter. Wie ich das Gespräch so weit vernommen hatte, wollte ich in das Gemach stürzen; denn bei dem, was da erzählt wurde, hatte ich doch auch ein Wörtlein mitzureden. Wieder aber warf sich der verwünschte Diener dazwischen und wiederum mußte ich mich gedulden. Glücklicherweise dauerte das nicht lange und schon nach wenigen Minuten öffnete sich die Thür, durch welche sich eben der Herr empfahl, der dem Director so interessante Neuigkeiten mitgetheilt hatte. Ehe er sich's versah, hatte ich ihm den Weg vertreten. Hochmüthig maß er mich von oben bis unten. „Was wünschen Sie?" fragte er. „Nichts als die Ehre, Sie kennen zu lernen." — „Ich bin der Schau-

spieler —" Gott, wie hieß er nur? Ka — Ka — Kaktus, glaube ich."

„Kalmus!" riefen wir alle aus einem Munde.

„Ja, ja, so hieß er! Kalmus!" sagte Frau Breitsam.

„Hab' ich mir's doch gedacht!" knirschte ihr unglücklicher Gemahl vor sich hin.

„„Ich bin der Schauspieler Kalmus", sagte er „aus X., und bin hier, um zu gastiren." In diesem Augenblick drängte mich der Diener, beim Director einzutreten. „Wissen Sie was", sagte ich zu Herrn Kalmus, „es würde mich freuen, wenn Sie heute Abend eine Tasse Thee bei mir trinken würden.""

„Das hast Du gethan?" fragte Breitsam aufgebracht.

„Ja, ja, ich war unbesonnen, aber aus Liebe zu Dir."

„Kalmus hat natürlich angenommen, der Hungerleider?„

„Der unverschämte Mensch faßte mich unterm Kinn und sagte: „Sieh da, schon eine kleine Eroberung!" Ich machte ihm aber sofort den Standpunkt klar und versicherte, ihn nur in einer dringenden Angelegenheit sprechen zu müssen. Er lächelte mit unbeschreiblicher Eitelkeit, fragte mich noch nach meinem werthen Namen — Julie Sam, antwortete ich rasch — und ging."

„Er kam abends?“

„Freilich; ich zwang ihn aber, sich mit dem siedendheißen Thee förmlich die Kehle zu verbrühen, so große Eile zeigte ich, und that alles Mögliche, ihn nur rasch genug wieder aus dem Hause zu haben.“

„Es hat sich also im Grunde nicht verlohnt, ihn einzuladen?“

„Nicht im geringsten. Ueber die Hauptsache wußte er mir nicht mehr mitzutheilen, als ich schon durch die Thür vernommen hatte, und was er sonst von Dir erzählte, war allerdings nicht lobenswerth, schien mir aber von einem gewissen Groll gegen Dich eingegeben. Ueberdies konnte ich ihn nicht ausfragen, wie ich wohl gewünscht hätte, wenn ich nicht Dich und mich hätte bloßstellen wollen.“

„Wie rücksichtsvoll Du bist!“ sagte Doctor Breitsam dankbar und küßte seiner Frau die magere Hand, was ihr sehr zu gefallen schien.

„Und Ihr Manuscript?“ fragte ich neugierig.

„Der Director blätterte es durch und sagte, er fühle sich durch mein Zutrauen ungemein geschmeichelt, er werde es sich zur Ehre rechnen, das Stück eines einheimischen Talents zur Aufführung zu bringen, nur möge ich es um zwei Drittel kürzen, denn gerade um so viel sei es zu groß gerathen.“

„Und das letzte Drittel wird Dir der Regisseur streichen; verlaß Dich darauf.“

„Dann habe ich doch eins gewonnen, was ich freilich jetzt nicht mehr benutzen kann.“

„Und das ist?“

„Ich erbat mir im Hinblick auf meine bühnenschriftstellerische Thätigkeit ein Freibillet.“

„Und bekamst es?“

„Unverzüglich.“

„Du wirst es an selbstbewußtem Auftreten nicht haben fehlen lassen.“

„Warum auch? Wer etwas erreichen will, darf nicht spröde thun.“

„So kannst Du von Glück sagen, daß es Dir nicht wie jenem Journalisten gegangen ist kennen die Herrschaften die Geschichte?“

„Nein, erzählen Sie!“

„Ach, sie ist im Grunde einfach genug. Ein junger hoffnungsvoller Mann, der seine Lust am Theater zu groß, seinen Kassenbestand für solche Ausgaben aber zu klein fand, beschloß einen nicht mehr neuen Ausweg einzuschlagen und sich auf dem Felde der Bühnenkritik seine wohlfeilen Lorbeeren zu verdienen. Auf Grund der letztern bat er natürlich den Director um einen Freiplatz. Der Director willfahrte. Diese Be-

reitwilligkeit schwellte den Kamm unseres edlen Theaterjournalisten, sein Selbstbewußtsein wuchs und er forderte vom Bühnenvorstand eine Begünstigung um die andere, Eine um die andere wurde gewährt; als aber unser wackerer Federheld auch den bescheidenen Wunsch aussprach, auf seinem Parquetsitz regelmäßig einen Theaterzettel zu finden, unterbrach ihn der Director mit seiner weltbekannten beißenden Ironie: „Erlauben Sie mir vielleicht auch noch, daß ich Ihnen jeden Abend mit einer Portion Vanille aufwarten lasse? „Da wußte der brave Bühnenkritiker, wie viel es geschlagen habe, und ging. Als er am nächsten Morgen sein Billet in gewohnter Weise wollte holen lassen, war dasselbe im Auftrag des Theatervorstandes mit Beschlag belegt und ihm für immer entzogen."

Wir lachten, ich konnte aber nicht umhin, den Doctor Breitsam im Verdacht zu haben, daß er selbst der Held seiner Erzählung gewesen sei.

Inzwischen trieb Frau Breitsam ihren Mann zum Aufbruch. Sie sei von der Reise müde, sagte sie, und fühle das Bedürfniß der Ruhe.

Ihr Mann fand das sehr begreiflich.

„Es thut mir nur leid", sagte Frau Breitsam „daß ich Dich sobald aus Deinem heitern Kreise reißen soll."

„Wie? Du erlaubst also nicht —“

„Nein, nein, Alles, was recht ist. Du fährst mit mir und die Herrschaften werden es begreiflich finden und Dich nicht aufhalten wollen.“

Folgsam stieg Doctor Breitsam in den vorfahrenden Wagen, allerdings mit verdrossenem Gesicht, aber gerade ihm, der sich die Heimfahrt so ganz anders gedacht, gönnte ich diesen Streich. Er verdiente ihn, und wenn ihm seine Frau unter vier Augen die schlimmste Gardinenpredigt las, die jemals gelesen worden ist, so kam er immer noch zu gut weg.

Uns Zurückbleibende beschäftigte natürlich nur das Abenteuer, das wir erlebt, und wir waren einig im Verurtheilen einer Handlungsweise, wie sie sich Doctor Breitsam hatte zu Schulden kommen lassen.

„Ich muß gestehen“, sagte Lulu zu mir, „daß ich mich schon heute Mittag über die unbefangene Weise wunderte, in welcher Sie mit Doctor Breitsam verkehrten.“

„Nachdem er einmal eingeladen war?“

„Wie mochten Sie ihn aber einladen, nachdem er Ihnen einen so deutlichen Beweis seiner Abneigung gegeben?“

„Was meinen Sie damit?“

„Ich meine das Verbot, das er gegen Sie auswirkte, unsere Bühne fernerhin zu betreten.“

„Das hätte Breitsam gethan? Sie irren sich, Fräulein. Das konnte Breitsam nicht, so gern ich zugeben will, daß schon damals sein Wohlwollen für mich ein sehr geringes war.“

„Sie dürfen versichert sein, daß nur Breitsam es war, auf dessen Betreiben Kalmus das bekannte Ansinnen an den Director stellte.“

„Und davon soll ich jetzt das erste Wort hören?“

„Ich bin ebenso überrascht“, bemerkte Marion; „ich habe von dem, was Lulu erzählt, bis zur Stunde nicht eine Silbe vernommen.“

„Man sprach mit Ihnen nicht darüber“, versetzte die Soubrette, „weil man annahm, daß Ihnen der ganze Vorfall unangenehm sei. Ihre Feinde waren zufrieden, Doctor Wander entfernt zu wissen, und Ihre Freunde waren eine Zeit lang fast geneigt zu glauben, daß Doctor Breitsam mit Ihnen im Einverständniß gehandelt habe.“

„Wie das?“ rief Marion erregt.

„Weil man sah, daß Breitsam von jenem Tage an sich häufiger als je bei den Proben einfand und sich mit noch lebhafterem Eifer als früher um Ihre Gunst bewarb.“

„Das that er allerdings“, sagte Marion; „ich erwähnte es selbst gesprächsweise gegen Doctor Wander,

aber ich legte doch keinen Werth darauf und dachte am wenigsten daran, diese Aufmerksamkeiten Breitsam's in einen Zusammenhang mit dem gegen Wander erlassenen Verbot zu bringen."

„Diese Handlungsweise ist empörend", rief ich, „und es wird mir wie immer gehen: ich werde Niemand zur Rede stellen können."

„Wenigstens", sagte Lulu, „werden Sie kein Resultat davon haben. Breitsam wird hartnäckig Ihre Anklage eine Verleumdung nennen, und Kalmus, der sich doch der Unterstützung Breitsam's zu jener Zeit laut rühmte, wird Ihnen Alles schamlos wegleugnen und Ihnen am Ende, wenn Sie ihm Zeugen gegenüberstellten, lachend die Versicherung geben, wie er es schon einmal in einem ähnlichen Falle gethan: er spreche so viel im Laufe eines ganzen Tages, daß er sich unmöglich auf Einzelheiten besinnen könne."

„Infames Gesindel!" tobte ich und hatte wenig Lust, mich wieder und wieder, wie es nun so oft schon geschehen, von Marion beruhigen zu lassen.

Nur der Gedanke, daß mit dem nächsten Tage Alles zur Entscheidung kommen müsse, vermochte mich am Ende doch über den Groll, der mich zernagte, hinwegzubringen, aber es war natürlich, daß auch ich auf der Heimfahrt, die ich doch durch die laue Sommernacht

in Gesellschaft der zwei reizenden Mädchen machte, verstimmt und mißlaunig blieb. Auch Marion lehnte schweigsam in der Ecke, und zuletzt gab auch Lulu ihre vergebliche Versuche, eine muntere Unhaltung in Gang zu bringen, verdrießlich und schmollend auf.

Das war der Schluß eines Tages, der so schön und verheißungsvoll begonnen.

Zehntes Kapitel.

Am nächsten Morgen schrieb ich Marion ein Billet, in welchem ich anfragte, ob ich sie nachmittags zu einer bestimmten Stunde zu Hause treffen könne. Sie antwortete, daß sie nur zur Probe ausgehen und dann bis abends ihre Wohnung nicht mehr verlassen werde.

Als ich kam, flog sie mir an den Hals und rief:

„Gott sei Dank, daß Du da bist!"

„Ist Dir etwas Schlimmes zugestoßen?" rief ich besorgt.

„Man kann es schon ein Unglück nennen", lachte sie.

„Nun?"

„Breitsam mit seiner Frau war hier."

„Schon? Muß man denn diesem Handschuhfabrikanten stets und überall begegnen?"

„Das habe ich mich auch gefragt. Und dann, nachdem Frau Breitsam weiß, wie sich ihr Mann mir gegenüber gestellt hat, ist es nicht mindestens eine Taktlosigkeit von ihr, mein Haus zu betreten? Ja, müßte ihr Stolz sie nicht jede Begegnung mit mir vermeiden heißen?"

„Stolz!" rief ich. „Stolz suchst Du bei solchem Schlage von Menschen immer vergeblich; was Du allenfalls finden kannst, ist Hochmuth und Eigendünkel."

„Wie unausstehlich", klagte Marion, „war oft Breitsam allein! Aber jetzt mit dieser Frau! Und diese Zärtlichkeiten ansehen zu müssen, mit denen sie sich gegenseitig überhäufen, die verliebten Reden anhören zu müssen, die sie an einander verschwenden — es ist eine wahre Marter, eine Pein! Und dabei ist Alles eitel Wind, Heuchelei, Schwindel."

„Pfui", spottete ich, „welche unpassenden Ausdrücke! Sind die Herrschaften bald gekommen?"

„Du kannst die Stunde leicht errathen."

„Ah! Kurz vor Essenszeit?"

„Natürlich. Sie blieben so lange, daß ich sie schließlich einladen mußte, an meinem Tische Theil zu nehmen. Erinnerst Du Dich noch des Appetits, mit welchem Breitsam aß, als er Dich bei mir einführte? Ein solcher Anblick wird unvergeßlich sein und ist doch nichts

gegen den Genuß, seine Frau speisen zu sehen. Leider nur, daß einem selbst bei dieser Gelegenheit Hunger und Appetit vergehen. Nachdem sie sich satt gegessen, sprang die immer unruhige kleine Dame auf und zwang mich, ihr die Wohnung zu zeigen. Das hätte ich mir noch gefallen lassen, wenn nicht Frau Breitsam alle Schränke aufgerissen und ihren Inhalt mehr als neugierig gemustert hätte. Hatte sie gerade Lust, so zog sie dieses und jenes Stück heraus, um es dann wieder ohne weiteres auf den Boden des Schrankes zu werfen. Ihr Mann stand inzwischen hinter ihr und schaute mit dem Lorgnon im Auge ihr über die Schultern, seine bekannten unpassenden und zweideutigen Scherze zum Besten gebend. Endlich hatte ich genug, schloß den würdigen Ehegatten einen Schrank, mit dessen Inhalt sie gerade angelegentlich beschäftigt waren, vor der Nase zu und bedauerte, das Vergnügen ihrer Gesellschaft nicht länger genießen zu können, da ich gezwungen sei, auszugehen. Darauf hin zog das theure Paar ab, nicht ohne daß Frau Breitsam die wärmste Versicherung gegeben, wie sie seit langem nicht so gut gegessen und sich seit langem nicht so gut unterhalten habe."

„Nach einer solchen Tortur, wie Du sie überstanden", warf ich scherzend ein, „wundere ich mich, daß Du überhaupt noch am Leben bist."

„Das ist eine Gnade Gottes“, lachte Marion, „die er mir Dir zu Liebe erwiesen. Wie habe ich mich nach Dir gesehnt und mich auf Dein Kommen gefreut! Nach solchem Geschwätz und nach solcher Unterhaltung, wie ich sie eben ertragen, mit Dir zu plaudern und Dich zu haben, das ist mir immer, wie wenn ich mittags aus dem Theater und von der finstern Bühne weg unter den blauen Himmel und in die liebe goldene Sonne trete.“

„Dann bist Du ja“, meinte ich, „gerade in der rechten Stimmung, mich anzuhören. Ich möchte nämlich mit Dir etwas sprechen, was mir sehr am Herzen liegt.“

„Ist es etwas Ernstes?“

„Etwas so Ernstes, daß ich Dich sogar bitte, mir Deine ganze Aufmerksamkeit zu schenken.“

„Du erschreckst mich. Aber es wird wohl nicht so schlimm sein. Komm, laß uns setzen.“

Damit eilte sie zum Divan, legte sich halb hinein und zog wie gewöhnlich ihre Füßchen hinauf.

Dann zwang sie mich, auf einem Taburet vor ihr Platz zu nehmen, faßte meine beiden Hände und sagte

„So, nun sprich, ich will ganz aufmerksam zuhören.“

Dabei senkte sie ihr Köpfchen, daß ihr die langen blonden Locken über die Schultern hereinfielen, und

blickte vor sich hin auf meine Finger, die sie spielend durch die ihrigen gleiten ließ.

Mir war sehr bange.

Aber in schlichten, einfachen Worten begann ich von meiner Liebe zu sprechen und ihr zu erzählen, was ich ihr so oft schon erzählt, wie ich sie von jenem Tage an, da ich sie zum ersten Male gesprochen, so heiß und innig geliebt habe, und wie meine Liebe seitdem nur gewachsen sei und wie ich sie mehr lieben müsse als mein Leben.

Marion nickte mit dem Kopf, ohne aufzusehen.

Das gab mir Muth und ich fuhr nun fort von ihrer Liebe zu mir zu sprechen und ihr das Glück zu schildern, das sie mit dem Geständnisse ihrer Neigung über mich ausgegossen. Ich erinnerte sie daran, wie sie in den schönsten und süßesten Stunden mich ihrer Leidenschaft versichert habe, und schloß, indem ich die Ueberzeugung aussprach, daß sie mir wirklich und von ganzem Herzen gut sei.

„Mehr, als Du glaubst", flüsterte sie, und ich führte in dankbarer Bewegung ihre kleinen Finger an meine Lippen.

Es entstand eine unmerkliche Pause, welche auch Marion nicht unterbrach, bis ich endlich aus tiefster Brust Athem holte und mit zitternder Stimme ihr sagte,

wie ich heute gekommen sei, das Band, das uns jetzt schon einige, zu einem dauernden zu machen; wie mein einziges Streben sei, das Glück, dessen wir jetzt schon theilhaftig seien, endlos an uns zu fesseln, und wie sie darum heute meine Seligkeit voll machen und meine Bitte gewährend mir ihre Hand schenken möge für immer, für das Leben.

Marion hatte kaum errathen, um was es sich handle, als sie mit glühendem Haupte in die Höhe fuhr, wie um aufzuspringen. Aber ich drückte sie mit sanfter Gewalt zurück, und bat sie ruhig zu bleiben und mich zu Ende zu hören.

Ich weiß nicht mehr Alles, was ich sagte.

Ich sprach mit jener Beredtsamkeit, welche allen Verliebten eigen ist, die um das Theuerste ihres Herzens kämpfen, und sprach mit jenem Ungestüm, welches die Worte aller Verliebten zu begleiten pflegt, die im Versagen ihrer Bitte ihr Todesurtheil sehen. Ich sprach davon, wie ich in kürzester Zeit das Studium der Medicin zu Ende führen wolle, und wie ich, selbst mit Gütern gesegnet, im Stande sein würde, ihr eine sorgenlose, ehrenvolle Stellung im Leben zu bieten. Ich sagte ihr, wie ich bereits die Zustimmung meiner Mutter erbeten und erhalten und wie diese, um ihr den Abgang von der Bühne zu erleichtern, bereit sei,

sie bis zur Verwirklichung unserer letzten Wünsche als Tochter in ihrem Hause aufzunehmen.

Ich schwieg, aber auch Marion sprach kein Wort. Sie blickte, den Kopf immer noch gesenkt, in ihren Schooß, und ich sah nur, wie ihre Brust in stürmischer Aufregung wogte.

„Sagst Du mir gar nichts?" fragte ich endlich.

„O, ich wußte, daß es so kommen werde", preßte sie hervor, „und doch, warum hast Du mir das angethan?"

„Marion, Marion, ich verstehe Dich nicht!"

Sie ließ meine Hand los, die sie noch immer umschlossen hielt, und stand auf.

Sie trat an das Fenster und blickte durch die Scheiben auf die Straße, mir den Rücken wendend. Sie hatte mir wohl verbergen wollen, daß sie weinte; denn als ich sie umfaßte und ihr Antlitz zu mir wandte, standen ihr die Thränen in den Augen.

Ich wußte nicht, wie mir geschah; ich faßte sie wieder bei der Hand und sagte:

„Hast Du denn keine Antwort für mich? Oder liebst Du mich nicht mehr? Nein, nein, Deine Liebe kann nicht verflogen sein, wie die Blüte vom Strauch. Sag' es, daß Du mich liebst! Sag' es, daß Du mir

für das Leben gehören, daß Du mein liebes, gutes, treues Weib werden willst."

„Ich kann nicht!" schrie sie auf, sich mir an den Hals werfend, und ein Strom von Thränen löste die schwere Beklemmung, die auf ihrer Brust gelegen.

Mir war, als wenn es Nacht vor meinen Augen werden wolle; ich faßte kaum, was vorging, ich fühlte nur einen heißen Schmerz, der durch mein Gehirn zuckte, und es war mir, als ob ich in ein leeres, trübes Nichts sähe, ohne Ende, ohne Anfang.

Aber noch hielt ich sie ja umschlossen, noch fühlte ich mich von ihren Armen umfangen, noch lag ihr Haupt auf meinen Schultern, noch war es meine Brust, an die sie ihren von Schmerz und Angst geschüttelten Körper lehnte — noch war nicht Alles verloren.

Ich richtete ihr Antlitz sanft in die Höhe und sagte:

„Komm zu Dir, Marion, laß uns ruhig und besonnen sprechen. Mein Antrag kann Dich nicht überraschen, und wenn Du mich liebst, so muß Dir Dein Herz sagen, welche einzige Antwort Du für ihn haben kannst."

Marion trocknete sich die Thränen und sah mich mit einem Blick an, in dem ein Himmel voll Liebe und Güte lag. Sie mußte mich noch lieben. Dann

wandte sie sich wieder ab und ging, wie um ihrer Bewegung Herr zu werden, im Zimmer auf und ab.

Endlich blieb sie vor mir stehen und sagte:

„Ja, Du hast Recht, laß uns ruhig und besonnen reden.“

Sie war ganz gefaßt, sie sprach mit fester und klarer Stimme, kein Mensch hätte ihr mehr die Leidenschaft ansehen können, der sie vorhin unterliegen zu wollen schien.

„Ich habe es“, begann sie, „Dir schon gesagt, wie ich ahnte, daß es so kommen werde. Ich kenne Dich zu gut und wußte, daß Du Dich trotz oder vielleicht gerade wegen aller meiner Liebe für Dich nicht eher beruhigen würdest, als bis es Dir gelungen sein werde, mich dauernd an Dich zu fesseln. Mit welcher Angst, mit welcher Pein, mit welcher Sorge mich dieser Gedanke erfüllte, vermagst Du Dir nicht vorzustellen. Ich hätte zu Gott beten können, daß er jenen Augenblick immer und immer verschieben möge, jenen Augenblick, von dem ich wußte, daß er kommen und daß er uns auf immer trennen werde.“

„Das kann nicht sein!“ rief ich in höchster Seelenangst; aber sie wehrte mich ab und fuhr dann fort:

„Du hast meine Warnung nicht beachtet; vor lan-

ger, langer Zeit schon sagte ich Dir, wie ich vom Heirathen dächte —"

„Das war", fiel ich ein, „als wir uns noch nicht liebten."

„Allerdings, ich hatte diese Worte zu Dir gesprochen ohne Anlaß, ohne Beziehung. Aber später, da Du mir theuer und lieb geworden warst, erinnerte ich mich gern und mit einem gewissen Gefühle der Sicherheit daran, daß ich Dir zur rechten Zeit meine Gedanken vertraut, und ich erfuhr, was ich schon manchmal erfahren: man spricht im Leben bisweilen in einem dunklen, ahnungsvollen Drange Worte, die ihre wahre Bedeutung erst in spätern Tagen erlangen und deren volles Gewicht einem erst in spätern Zeiten recht vor die Seele tritt. Du hast das freilich nicht beachtet oder nicht beachten wollen und nun sollen wir beide, Du wie ich, in vollem Maße dafür büßen."

„Du sprichst sehr verständig", sagte ich bitter, „aber das Erste, das, worauf Alles ankommt, ist doch, ob Du mich liebst, ob Du mich wirklich liebst, ob Du mich so liebst, wie Du immer sagtest, so, wie ich Dich liebe. Wenn das der Fall ist, was kann unserer Verbindung im Wege stehen?"

„Ob ich Dich liebe?" sagte Marion, und ihre Stimme begann zu zittern, daß mir ihr Klang tief in die Seele

ging. „Muß ich es Dir denn immer aufs neue sagen? Ich liebe Dich so sehr, so innig, so mächtig, als ich nur zu lieben vermag; aber Dein Weib, nein, Dein Weib kann ich nicht werden."

„Warum nicht? Weshalb nicht?"

„Ich liebe Dich zu sehr, ich will Dich nicht unglücklich machen."

„Du mich? O Marion, Deine Hand kann nur Glück, nur unendliches Glück bringen."

„Nein, denn ich kann nur lieben, wann ich will nicht wann ich soll. In der Ehe soll ich lieben. Meine Liebe aber muß der Freiheit die Hand reichen, in deren Hauch allein ich zu leben vermag; an dem Tage, an welchem ich vor den Altar treten würde, müßte ich meine Liebe begraben. Jedes Wort der Pflicht, das der Priester spräche, würde meine Natur sich aufbäumen machen und ich würde lieber lebenslang jedes Wort der Zärtlichkeit fest in mich verschließen, ehe ich es hingeben könnte da, wo ein Anderer ein Recht darauf zu haben glaubte. Meine Liebe muß ein Geschenk sein, das ich freiwillig und mit aller Fülle spende, offen vor der Welt oder verborgen in süßem Geheimniß, aber immer und jede Stunde aus neuem freien Entschluß. Sobald sie mir Pflicht wäre, würde sie mich tödten, wenn nicht ich sie zuerst vernichtete."

„Du betrügst Dich selbst", rief ich. „Und sprachst Du nicht vielmehr davon, Du würdest Deine Hand nur einem Mann reichen, der Dir eine noch glänzendere Stellung bereiten könnte, als Du schon hast? Du trägst vielleicht gleich andern Deiner Kunstgenossinnen nach einem Grafen Begehr, nach einem Prinzen — warum scheust Du Dich das heute zu sagen? Sprich es offen aus, sag' es laut: ich bin Dir zu gering."

„Wie magst Du ein solches Wort über Deine Lippen treten lassen", sagte Marion tief verletzt. „Was Du mir vorhältst, habe ich wirklich gesagt und leugne es nicht; doch ist mein Beweggrund ein anderer, als Du glaubst. Du kennst ja selbst meinen Sinn für das Aufregende, für das Spannende, vielleicht für das Abenteuerliche. Er ist es, der allein mich über so viele abstoßende und beleidigende Verhältnisse beim Theater hinwegsehen läßt. Er ist es aber auch, der mir das Leben in den einschränkenden bürgerlichen Kreisen unmöglich machen würde. Ich müßte in diesen Grenzen ersticken, zu Grunde gehen. Oder ich müßte diese Linien durchbrechen und meinen Mann täuschen, hintergehen, verderben. Die Treue, die ich unter andern Umständen vielleicht so rein halten würde, daß nicht ein Hauch des Verdachtes sie trüben dürfte, würde ich verabscheuen, hassen und in Scherben schlagen, nur

weil sie Tugend heißt und als solche von mir gefordert wird. Anders ist es in jenen Kreisen, von denen Du eben sprachst. An der Hand des Mannes, der mich in dieselben einführte, tauschte ich nur Bühne gegen Bühne, Komödie gegen Komödie aus. Oder ist es etwas Anderes als Komödie, was dort gespielt wird? Diese rauschenden, prunkvollen Verhältnisse, die nichts versagen und Alles gewähren, würden einen unendlichen Reiz auf mich ausüben; was ich so oft vor den Oellampen dargestellt, würde ich in glänzenden Sälen nun wirklich sein, und nur für die Außenwelt sichtbar, für uns selbst kaum fühlbar würde die Fessel sein, welche die Ehe um uns schlägt."

„Denkst Du von dieser so niedrig?" fragte ich dumpf.

„Man soll", entgegnete sie, „freilich nicht alle Verhältnisse aus sich heraus beurtheilen — genug, mir scheint, mir ist die Ehe ein Grab der Liebe. Die Liebe ist immer eine Fessel, doch wer läßt sich von ihr nicht gern in Bande schlagen? Unerträglich und schwerlastend können aber selbst Rosenketten werden, wenn man sie nicht mehr abzustreifen vermag, wenn man sie tragen muß, während zum Spielzeug die Eisenringe werden, die man abzuwerfen die Freiheit hat, wann man mag. Und ist nicht die Freiheit Luft, Licht und

Bedingung des Lebens? Ich habe die aristokratischen Kreise nie um das beneidet, was äußerlich an ihnen ist und was die Menge an ihnen bewundert, wie Glanz, Titel, Würden, aber ich beneide sie um die Bedingungen, unter denen sie mit einander leben, unbefangen im Genusse, uneingeschränkt in ihren Empfindungen, sicher stehend auf der goldenen Höhe des Lebens."

„Das kann Dein Ernst nicht sein!" rief ich aufgebracht. „Gott bewahre unsere bürgerlichen Kreise vor jenen Zuständen!"

„Dein Wunsch mag berechtigt sein, und es wird wohl auch so bleiben. Die Stellungen jener Kreise sind Ausnahmestellungen gleich denen der Künstler, der Dichter, der Schauspieler, und ist nicht eine solche Ausnahmestellung auch die meine? Ich habe sie aus eigenem Antriebe gewählt, weil nur sie meiner Natur, meinen Anlagen, meinem Wollen entspricht, und ich würde in das Elend steigen, wenn ich sie aufgäbe."

„Ich ahne", sagte ich zu Marion, ohne diese anzusehen, „daß es eine tiefe Kluft ist, die uns trennt. Aber", setzte ich bei, „sollten denn diese Gegensätze nicht zu versöhnen, sollte denn diese Kluft nicht auszufüllen, nicht zu überbrücken sein? Marion, Marion, Du handelst schwer an mir, wenn Du mich von Dir stößest."

„Ich handle zu unser beider Bestem."

„Und das sagst Du so ruhig, so kalt, so nüchtern? Ist mir doch, als wenn Du mit jedem Deiner Worte eine Eisrinde um mein Herz legen, als wenn Du die schöne Leidenschaft in mir ersticken wolltest, deren Flamme mich bis heute so warm und heilig durchglühte.“

„Ich spreche, wie ich muß, wie Du mich zwingst zu sprechen; denn fortan, von dieser Stunde an darf kein Hehl, darf kein Verborgenes zwischen uns sein.“

„Ich gebe Dir Recht“, rief ich, „doch laß uns nicht zu schnell, nicht zu rasch urtheilen. Marion, denke an Alles, was wir zusammen erlebt haben, denke an Alles, was uns immer aufs neue noch enger und inniger verbunden hat, denke an Freud' und Leid, die wir gemeinsam getragen, an alles Glück, das wir gemeinsam genossen, und sage, soll dies Alles umsonst gewesen sein? Soll dies Alles ein Ende nehmen, soll dies aufhören wie ein Wort, das verhallt, wie ein Blitz, der versinkt, wie ein Lenztag, der im Sturm untergeht?“

„Du glaubst nicht“, sagte Marion wieder in weicherem Ton, „welche Schmerzen Du in mir aufwühlst. Meinst Du, daß ich, auf alles das verzichtend, woran Du mich eben erinnerst, mit geringerem Schmerze verzichte als Du? Du fragtest mich, ob die Kluft, die uns trennt, nicht zu überbrücken sei. Ich könnte Dir

als Antwort aus dem Leben meiner Mutter erzählen, deren Art zu sein vollständig auf mich übergangen, ja in mir vielleicht noch ausgeprägter und schärfer ist als in jener. Sie war, wie ich Dir schon gesagt zu haben glaube, in ihrer Jugend Tänzerin an einem Wiener Theater. Sie lernte damals einen jungen Schriftsteller kennen, dem sie ihre Liebe schenkte. Sie spricht von jener Zeit heute noch als von der glücklichsten Zeit ihres Lebens, der junge Poet war ihre erste, ihre heißeste, ihre schönste Liebe. Da fiel jenem ein, meine Mutter heirathen zu wollen, und sie verlobte sich mit ihm. Damit war der rosige, hoffnungsreiche Traum geendet. In dem Maße, als ihr künftiger Gatte das Gebiet seiner Rechte auf sie beständig zu vergrößern suchte, in dem Maße, als er mit Eifersüchteleien und Rechthabereien sie peinigte und quälte, in demselben Maße erkaltete die Liebe meiner Mutter zu ihm. Er mag es auch toll getrieben haben, denn später, wenn sie von ihm erzählte, nannte sie ihn scherzweise nie anders als ihren verrückten Doctor. Nun, die Spannung zwischen beiden wurde immer größer, die Gereiztheit auf der einen, die Erkältung auf der andern Seite wurde immer unleugbarer — es blieb zuletzt nichts übrig, als das Verhältniß aufzuheben und das Verlöbniß als ungeschehen zu betrachten. Später verheirathete

sich meine Mutter mit meinem Vater, dem sie von Herzen gut war, mit dem sie aber doch auch nur einige Jahre lebte. Dann trennten sich die beiden Gatten freiwillig und meine Mutter zog mit mir und meiner jüngern Schwester nach Ungarn, während mein Vater in Wien zurückblieb. Es war die Vereinbarung getroffen, daß wir Kinder alle Jahre mindestens zwei Monate in Wien leben sollten; unser Vater wollte uns sehen, wollte uns bei sich haben. Da kam es denn häufig vor, ja es ward zur Regel, daß die Mutter uns begleitete und während unseres Aufenthalts in Wien mit uns beim Vater Wohnung nahm. Denn nun ereignete sich das Seltsame, daß die beiden Ehegatten wieder auf das Beste mit einander verkehrten; sie gingen in ihrer Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit für einander so weit, daß man sie hätte für Brautleute halten können. War aber die bestimmte Zeit um, so trennten sie sich wieder, nicht ohne Bedauern, so rasch schon wieder scheiden zu müssen. Das ist eine Ehe."

Ich hatte die Erzählung Marion's schweigend angehört; als sie zu Ende war, zuckte ich mit den Achseln. Ein Gefühl der Rücksicht hinderte mich, meine Meinung über das, was ich eben gehört hatte, auszusprechen. Aber es begann mir klar zu werden, wie

Marion zu den Anschauungen und Ansichten hatte kommen können, die sie vorhin entwickelt hatte.

Ich blickte eine Weile vor mich hin, dann raffte ich mich in dem Bewußtsein, daß ich den Kampf, dessen Entscheidung dieser Stunde vorbehalten war, noch nicht aufgeben dürfe, wieder zusammen und sagte:

„Ich will zugeben, daß Du, indem Du mir die Hand für das Leben reichst, ein Opfer bringst. Aber ist es nicht gerade die Liebe, deren Hoheit vor keinem Opfer zurückscheut und sich vielmehr zu Opfern drängt, nur um unwiderleglich für sich zu zeugen?"

„Du hast Recht, Heinrich. Und Du selbst darfst und wirst nicht daran zweifeln, daß ich lächelnd und heiter das schwerste Opfer bringen würde, wenn ich dadurch das Glück unserer Liebe, wenn ich dadurch Dein Glück, Deine Liebe retten könnte. Aber werde ich das, indem ich der Bühne entsage und Dir folge? Nein. Einem kurzen goldumsponnenen Traum würde die schrecklichste Enttäuschung folgen und was Du heute als ein Opfer von mir anerkennen würdest, müßtest Du in Betracht meiner Natur, meiner Art zu sein, zu denken, zu fühlen, zu lieben, über kurz oder lang einen Frevel nennen. Ich kann nur in der Freiheit leben, nur in der Freiheit lieben."

Ich stand auf und preßte meine Hand an die heiße, glühende Stirne.

Ich wuße nicht mehr, was ich sagen sollte. Und gerade das, was mich am meisten der Verzweiflung nahe bringen wollte, war die Ruhe und Sicherheit, mit welcher Marion ihre Einwände vorbrachte und aus der ich am ersten erkennen mußte, wie fest und unbeugsam ihre Ansichten ihr in der Brust wurzelten.

Einen letzten Versuch wollte ich noch wagen.

Ich griff in die Tasche und holte den Brief meiner Mutter heraus, den ich zu mir gesteckt hatte. Sie sollte ihn lesen und erfahren, welches Opfer ich, welches noch größere meine Mutter gebracht habe, ihr zu Liebe. Das mußte sie erweichen, mußte sie rühren.

Mit wenigen einleitenden Worten setzte ich ihr das Verhältniß, in welchem ich zu meiner Mutter stand, und die Wünsche und Hoffnungen, welche diese auf mich gesetzt hatte, auseinander, dann gab ich ihr den Brief.

Mit steigender Verwunderung hatte sie mich angehört, wortlos griff sie nach dem Schreiben und las.

Als sie geendet, ließ sie die Hand mit dem Blatte in ihren Schooß sinken und sagte:

„Wie gut! Wie schön!"

Eine Thräne leuchtete in ihrem blauen Auge, dann nahm sie den Brief wieder auf und blickte hinein, wie wenn sie ihn nochmals lesen wolle. Ich begann zu hoffen; sie hatte der Innigkeit, der schmerzlichen Ent-

sagung, die durch diese Zeilen wehte, nicht widerstehen können. Aber im nämlichen Augenblick warf sie den Brief jäh von sich und rief aufspringend:

„Ich kann nicht! Laß mich, Heinrich, ich kann nicht!"

Das waren die nämlichen Worte, die sie mir am Anfange unserer Unterredung gesagt hatte. So weit also war ich in einer Stunde, in einer ganzen Stunde gekommen.

Ich kann nicht sagen, wie mir in diesem Momente zu Muthe war. Ich hatte Alles verloren, Alles, was ich besessen. In unendlicher Aufregung, vergeblich mich nach einem Ausweg umsehend, wie ein Ertrinkender, über den die Wogen zusammenschlagen wollen, schritt ich im Zimmer auf und ab, und auch Marion, die wieder in den Divan zurückgesunken war, hielt schweigend ihren Kopf in die Hand gestützt und blickte trübe ins Weite.

Aber die Lage der Dinge stand mir klar vor Augen; ein Entschluß mußte gefaßt werden; nach Allem, was vorausgegangen war, konnte es nur einer sein, freilich der schmerzlichste, der bitterste, der, zu scheiden.

Ich schritt auf Marion zu und streckte ihr die Hand hin. Mit zitternder Stimme sagte ich:

„Laß uns wenigstens friedlich und versöhnt Abschied nehmen."

„Du willst gehen?"

„Kann ich anders? Ich muß gehen, ich muß Abschied nehmen."

„Auf wie lange?" fragte sie leise.

„Auf immer", antwortete ich fest.

„Nein", rief sie, „das kann, das darf nicht sein!"

Und wieder hing sie mir am Halse, weinend und klagend.

Ich löste mit sanfter Gewalt ihre Arme, die sie um mich geschlungen hatte, und sagte:

„Laß uns das Scheiden nicht schwer machen. Du sagtest ja selbst schon: es muß sein. Was Liebe und Treue sagen können, habe ich gesagt — laß mich nun gehen."

Außer sich faßte sie meine beiden Hände und rief:

„Kannst Du mich so strafen? Ich kann, ich will nicht ohne Dich leben, ich kann Dich nicht hingeben; bleibe, verlaß mich nicht."

„Ich darf nicht", sagte ich ruhig.

„Du mußt bleiben, Heinrich", rief sie aufschreiend, „ich liebe Dich, liebe Dich zu sehr. Sei mein Herr, mein Gebieter; Alles, was ich bin, was ich habe, gehöre Dir; mache mit mir, was Du willst, nur bleibe, bleibe."

Sie hatte diese Worte in wilder Leidenschaft herausgestoßen, ihr brennendes Auge hing an dem meinen, und während sie noch meine Hände umklammert hielt und ihr Körper sich wie bittend vor mir wand, fühlte ich, wie mich der heiße Hauch ihres Mundes umwehte.

Sie war schön, unendlich schön. Da ich schwieg, fuhr sie fort:

„Willst Du mich tödten? Liebe, liebe mich! Das ist Alles, worum ich Dich flehe. Wenn ich auch Dein Weib nicht werden kann, warum sollen wir uns verlassen, warum müssen wir uns denn trennen?"

Mit unsaglicher Angst im Blick schaute sie mich an und ich zitterte, als ich das erglühende, in seiner Liebe und Hingebung doppelt schöne Mädchen zu meinen Füßen sah. Die blonden, thränenfeuchten Locken fielen aufgelöst in ihr Antlitz und sie wand sich und rang ihre weißen Arme wie eine Verzweifelnde zu mir empor. Einen Augenblick übermannte mich, was ich sah; einen Augenblick unterlag ich all diesem Reiz, dem auch ein Stärkerer schwer widerstanden hätte, wie ein Rausch von Glück und Seligkeit überkam es meine Sinne, aber im rechten Augenblick trat ein anderes Bild vor meine Seele und ich sagte:

„Und was soll ich meiner Mutter sagen?"

Da ließ mich Marion los und sich abwendend verhüllte sie ihr schluchzendes Antlitz mit beiden Händen.

Wie ich nach Hause kam, weiß ich nicht mehr.

Die nächsten Tage verließ ich meine Wohnung nicht, mir war zum Sterben weh, all mein Denken, all mein Empfinden war gebrochen und ich schleppte nur das dumpfe Gefühl mit mir herum, daß mich ein schweres, schweres Unglück betroffen habe.

Wenn die Nacht hereingebrochen war, schlich ich mich wie ein Verbrecher auf die Straße und nach dem Hause, wo Marion wohnte. Auf dem Theaterzettel stand sie als krank gemeldet, aber ihre Fenster waren erleuchtet und ich sah auch ihren Schatten hin und her schweben. Wenn das Licht erloschen war, trat ich durch die nachtbedeckten Straßen der Stadt meine Irrwanderungen an, von denen ich oft erst mit dem Morgengrauen nach Hause kam.

So ward ich denn wirklich krank und fiel in ein hitziges Fieber. Zur selben Zeit traf mich, wie ich schon erzählt habe, die Unglücksnachricht von dem Tode meines Bruders. Meine Mutter eilte nach dessen Beerdigung an mein Krankenbette, wir hatten uns beide zu trösten. Die gute Frau errieth mehr, als ich ihr erzählte. Ich habe Ihnen schon mitgetheilt, wie in

ihrer Brust die alten frommen Wünsche und Hoffnungen wieder auftauchten, und leider kam diesen meine unglückliche Stimmung zur Genüge entgegen. Ich verzichtete auf jedes Glück, auf jede Freude des Lebens und sah nur die eine Pflicht vor mir, den Schmerz, den ich meiner guten, geliebten Mutter umsonst bereitet, wieder gut zu machen und zum stillen Glücke ihrer alten Tage, was ich konnte, beizutragen. Ich habe Ihnen auch schon erzählt, wie ich kaum genesen in das hiesige Kloster trat und wie ich wenige Wochen darauf meine Mutter, der der Kummer um den Tod des Gatten und des Sohnes zu tief im Herzen saß, verlor. Einen Tag vor meiner Abreise aus der Hauptstadt begegnete ich auf einem der seltenen Ausgänge, zu denen mich der behandelnde Arzt zu überreden vermochte, einem mir bekannten Schauspieler. Ich wollte ihm ausweichen, aber er rief mich an. Er drückte mir zuerst seine Freude über meine Wiedergenesung aus und fragte dann:

„Nun, und was sagen Sie denn zu Fräulein Marion?"

Ich fühlte, wie mir die Sinne vergehen wollten; zum ersten Male seit langer Zeit hörte ich wieder den theuern Namen nennen. Kaum hatte ich die Kraft zu fragen:

„Was meinen Sie?"

„Sie wissen es noch nicht?" rief der Schauspieler überrascht. „Ah, Sie sind weit zurück in der Weltgeschichte. Vor einigen Wochen — es mag um dieselbe Zeit gewesen sein, da Sie krank wurden — schrieb Fräulein Marion Knall und Fall, ohne daß Jemand nur eine Ahnung hatte, an den Director und bat um ihre Entlassung. Der Director war natürlich außer sich und wollte nicht darauf eingehen. Sie beharrte auf ihrem Verlangen. Als alle Vorstellungen und Bitten von seiten des Directors nichts halfen, schickte dieser den Doctor Breitsam zu ihr, in der Hoffnung, daß der mit seiner unübertroffenen Zungenfertigkeit etwas ausrichten werde. Er hätte keinen schlimmern Boten wählen können; denn Marion ließ ihn gar nicht vor, ihr Kammermädchen soll ihn im Gegentheile halb die Stiege hinuntergeworfen haben, was Doctor Breitsam sehr unpassend und unanständig fand. Daraufhin blieb dem armen Director nichts übrig, als sich zu fügen, und er verlangte wenigstens ein Reugeld. Als dieses die Dame in der nämlichen Stunde zahlte, hoffte er sie auch noch zu einem letzten Auftreten zu bewegen, sie aber gab auf seine Bitte gar keine Antwort und reiste am selben Tage von hier ab, vermuthlich um, man weiß nicht wo, ein neues Enga-

gement zu suchen. Der alte Jakob aber lachte, als man abends auf der Kneipe davon sprach, und sagte: „Schau, schau, das hätte ich der kleinen Marion doch nicht zugetraut; das ist ja ein wahres Halleluja.‟"

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.
Papier von Julius Lange in Jeßnitz bei Dessau.









